

Campus

Das Magazin für Studierende in Berlin

**Gibt es
ein Leben nach
der Uni?**

Die besten Freizeit-
tipps während
Corona



Ein anderes Leben

Studieren in Zeiten
der Pandemie

Arbeiterkinder

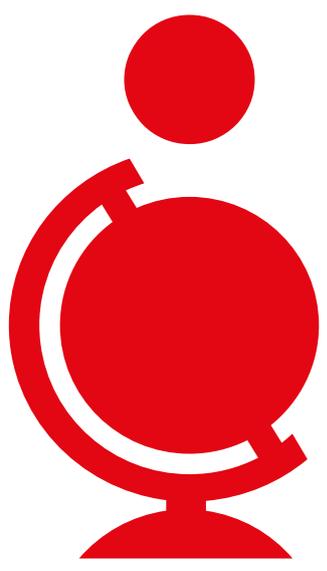
Wie elitär sind die
Berliner Unis?

Laissez-Faire

Von Hijab bis Hipster-Dress:
die neue Vielfalt der Mode



Schon die Koffer gepackt?



mbs.de

Nicht ohne CASH-XTRA!

Unser kostenloses Studentenkonto* mit ausgezeichneter App.

Online oder Termin vereinbaren!

*Für Auszubildende, Studenten und Schüler sogar kostenfrei bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres

Liebe Studierende,

auf einmal ist das Corona-Semester schon wieder halb um. Ihr geht nur noch virtuell in die Uni, wir nur noch übers Netz in die Redaktion – denn fast alles passiert online. Klappt das? Wir haben vier Studierende nach ihren Erfahrungen mit dem digitalen Studieren gefragt. Denn eins ist sicher: Nicht jede*r kommt gleich gut damit klar. Manche brauchen die räumliche Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, andere haben zu Hause kein Internet oder können sich kein Laptop leisten. Darum dreht sich auch unsere Titelgeschichte. Wir fragen: Wie elitär ist die Uni? Was bedeutet es für Kinder von Arbeiter*innen, die ersten in der Familie zu sein, die studieren?

Viel Spaß beim Lesen wünscht
Eure tipBerlin- und ZITTY-Campus-Redaktion

Inhalt

Wie elitär sind Berlins Unis?	4
<small>Mit welchen Problemen Arbeiterkinder im Studium zu kämpfen haben</small>	
Studieren: Examenswahnsinn	10
<small>Der Drillcharakter als Überbleibsel des Obrigkeitsstaats</small>	
Wie läuft das Corona-Semester?	12
<small>Wir haben nachgefragt: Ist das Home Office für euch Isolation oder große Freiheit?</small>	
Auslandssemester in Nuuk. Wo ist denn das?	18
<small>Barcelona und Paris kennt jeder. Aber man kann auch an ungewöhnlichen Orten studieren?</small>	
Viel Lärm um Soja	24
<small>Ein Besuch in der ersten veganen Mensa Berlins</small>	
Leben: Da pfeifen wir drauf	26
<small>Keine Konzerte. Shit. Hier unser Vorschlag: Einfach mal selber singen!</small>	
Wer läuft denn da?	28
<small>Von Asketen und Startup-Dudes: Eine Jogger-Typologie</small>	
Das neue Laissez-Faire	30
<small>Punk oder Popper? Das war einmal. Warum Mode heute nicht mehr verrät, wer man ist</small>	
Freizeit: Feiern	38
<small>Die Clubs sind zu? Dann schauen wir eben mal nicht auf die Tanzfläche, sondern in den Sonnenuntergang</small>	
Berlins beste Orte	40
<small>Unsere Bestenlisten: ungewöhnliche Restaurants, Lost Places, Dächer, Badestellen, Cafés mit viel Sonne, Eisdielen</small>	
Was mich beschäftigt / Impressum	46
<small>Überall stehen Autos rum. Weg damit. Xenia Balzereit will die Stadt lieber gemeinschaftlich nutzen</small>	

Kinder i Klasse



Universitäten wären gern Orte der Vielfalt. Aber haben Arbeiterkinder die Chance auf den Bildungsaufstieg?

Von Joana Nietfeld

hrer

Christian Barons Kindheit war begleitet vom Fernsehflimmern der Privatsender. Der 34-Jährige wuchs in Kaiserslautern auf, in einer Wohnung ohne Heizung, mit Schimmel an den Wänden und undichten Fenstern. Der Vater misshandelte die Mutter, die Mutter starb im Alter von nur 32 Jahren an Krebs und der Vater wenige Jahre später an einer Leberzirrhose. So beschreibt es Baron in seinem kürzlich erschienenen Buch „Ein Mann seiner Klasse“. Der Titel ist seinem Vater gewidmet, der als Kind selbst geschlagen wurde. In einer Gesellschaft, die ihn nicht auffangen wollte, habe er nicht anders gekonnt, als zu dem zu werden, der er nun mal war.

Christian Baron hat dieses Vermächtnis mit seiner eigenen Bildungsbiografie durchbrochen: Er schafft das Abitur, später das Studium der Politikwissenschaften, Soziologie und Germanistik. Er volontiert und wird Journalist. Sein Lebensweg ist die akademische Version des amerikanischen Traums - vom Tellerwäscher zum Millionär, in seinem Fall also vom Arbeiterkind zum erfolgreichen Autor. Trotzdem ist Barons Lebenslauf ungefähr so repräsentativ für die Chancengleichheit im Bildungssystem wie Merkels Kanzlerinnenschaft für Geschlechtergerechtigkeit: Insgesamt sind Studierende aus Nicht-Akademiker*innen-Familien ziemlich einsam an Deutschlands Universitäten.

Der vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) erhobene Bildungstrichter zeigt, dass von 100 Kindern aus Akademiker*innen-Familien 74 ein Studium beginnen. Von 100 Kindern aus Familien ohne akademischen Hintergrund sind es dagegen nur 21. Auf dem Weg zum Bachelorabschluss scheiden weitere sechs aus. Den Masterabschluss erlangen acht. In Familien mit Eltern, die selbst einen Studienabschluss erworben haben sieht es anders aus: 63 absolvieren den Bachelor, 45 den Masterabschluss und zehn schließen ihre akademische Laufbahn mit einer Promotion ab. Bei denen, die als Erste in ihrer Familie studieren, erlangt eine Person den Dokortitel.

Das Schweigen in der akademischen Blase

Sebastian Blum ist der Erste in seiner Familie, der eine Hochschule besucht. Der 24-Jährige studiert Politikwissenschaften an der Freien Universität. Zunächst hatte er vor vier Jahren ein BWL-Studium in Köln begonnen. Seine Familie lebt in Bonn. „Die Studienwahl in der Nähe vom Elternhaus hatte bestimmt auch ökonomische Gründe, so konnte ich mal zuhause essen oder Wäsche waschen - ein bisschen Geld sparen“, sagt er. Als Blum damals vor seinem Vater den Wunsch äußerte, eine Geisteswissenschaft zu studieren, stieß das erstmal auf Ablehnung. Heute ist er über seine Entscheidung, den Studiengang zu wechseln, sehr froh. „Es ist ohnehin eine Illusion, dass einem mit BWL viel mehr Berufswegen offen stehen und mit einer Geisteswissenschaft weniger.“

An Berliner Hochschulen wird wenig darüber gesprochen, ob ihre Studierenden aus akademischen oder nicht-akademischen Elternhäusern stammen. So lässt sich auch nicht sagen, was Kinder aus nicht-akademischen Elternhäusern studieren: eine

Natur- oder Geisteswissenschaft, einen Studiengang mit klarem Berufsziel oder vielen Optionen nach dem Abschluss. „Die sozialen Herkunft gehen uns als Universität nichts an. Wir fragen auch nicht Religionszugehörigkeit oder sonstige private Entscheidungen ab“, sagt Hans-Christoph Keller, Sprecher der Humboldt Universität zu Berlin. Er verweist auf die externe Organisation Arbeiterkind.de. Bei offenen Treffen und Schulveranstaltungen informieren und ermutigen die ehrenamtlichen Unterstützer*innen Studierende und Schüler*innen durch ihre eigenen Geschichten und Erfahrungen. Arbeiterkind.de bietet außerdem ein Infotelefon und eine Onlineplattform, über die sich Menschen aus Familien ohne akademischen Hintergrund vernetzen und unterstützen können.

Gefühl der Fremdheit

Hannah Rindler ist die Koordinatorin von Arbeiterkind.de in Berlin. Ihr Büro liegt auf dem Campus der Technischen Universität. Ziel der Sozialwissenschaftlerin ist, auf die Schwierigkeiten von Studierenden aufmerksam zu machen, die als erste in ihren Familien studieren. „Viele berichten, dass sie sich zwischen zwei Welten bewegen müssen“, sagt die 33-Jährige. Die Eltern verstünden oft nicht, was ihre Kinder studieren. Da kämen dann Kommentare wie: „Der feine Herr, redet jetzt so hochgestochen.“ Gleichzeitig würden sich diese Studierenden im akademischen Umfeld auch nicht voll zugehörig fühlen. „Das ist eine emotionale Herausforderung“, sagt Rindler.

Die Organisation bietet bundesweit offene Treffen an, hauptsächlich für Schüler*innen und Studierende, aber auch Eltern würden hier und da aufschlagen und seien sehr willkommen. „Manchmal kommen Eltern, die Angst davor haben, dass ihre Kinder niemals einen Job finden werden, wenn sie eine Geisteswissenschaft studieren“, sagt Rindler.

Auch Christian Baron fühlte sich ewig fremd an der Universität. „Ich hatte großen Stress im Studium, weil ich mir kulturelles Kapital aneignen musste, das meine Kommilitonen bereits mitgebracht hatten – und das unter einem ökonomischen Druck, den die anderen nicht nachvollziehen konnten. Deshalb galt ich manchen aus meinem Umfeld damals als anstrengend, streberhaft, verkrampft.“

Den Begriff des „kulturellen Kapitals“, von dem Baron spricht, hat der Soziologe Pierre Bourdieu geprägt. Damit sind der Geschmack, die Gesten, Bewegungen und Rhetorik gemeint ebenso wie Zeugnisse, Zertifikate und Titel, die eine Person mitbringt. Das kulturelle Kapital ist laut Bourdieu ausschlaggebend dafür, wie eine Person sich selbst im sozialen Raum einordnet und wie sie von anderen gelesen wird. Die Goldkette und der Aldibeutel eines Dozenten der Kulturwissenschaften könnte als ironisches Modestatement gelten, während die gleichen Accessoires bei einem Passanten auf der Marzahner Promenade vermutlich völlig anders gelesen werden.

Wie auch Christian Baron war Hannah Rindler die Erste in ihrer Familie, die studierte. Den „akademischen Habitus“, wie sie ihn nennt, habe sie erstmal befremdlich gefunden. „Alle Kommiliton*innen um

einen herum scheinen selbstverständlich mitzumachen, aber man selbst fühlt sich unsicher und weiß nicht, welche akademischen Codes gerade angemessen sind“, sagt sie. Es gehe dabei um Fremdwörter, die man nicht versteht, oder ein angemessenes Verhalten gegenüber Professor*innen. Was darf sie fragen und wann, ohne sich zu blamieren? Rindler empfiehlt den Lehrenden in ihrer täglichen Arbeit, das Angebot, besonders zum Studienbeginn, niedrigschwellig anzusetzen. Alle sollen die Chance haben, vom gleichen Ausgangspunkt aus miteinander zu lernen. Dazu sollten Fachbegriffe beispielsweise nicht vorausgesetzt, sondern erklärt werden, sagt Rindler. Auch die Offenlegung der eigenen Bildungsbiographie könne helfen, Studierende zu ermutigen, sich mehr zuzutrauen.

Rindler erzählt, sie habe ewig nicht gewusst, dass es erlaubt sei, Hausarbeiten von anderen Personen gegenlesen zu lassen. „Ich dachte, das sei Schummeln, denn es sind schließlich meine Fehler, die ich selbst finden muss“, sagt sie. Auch von der „akademischen Viertelstunde“ wüssten viele erstmal nichts, deren Eltern ihnen das Studi-Know-How nicht weitergeben können.

Das kulturelle Kapital

Viele Studierende, so Rindler, wollen mit diesen Unsicherheiten auf keinen Fall auffallen. Christian Baron erappt sich noch immer dabei, mit seiner Herkunft zu hadern. „Die Sehnsucht nach einem Fernseher werde ich nicht los“, heißt es in seinem Buch. „Dazugehören zu den jungen, progressiven Großstadtkademikern will ich aber auch. Darum ist es heute bei mir so: Wenn der Flachbildschirm ausgeschaltet ist, dann verdeckt ihn ein Vorhang (...). Die Bücherregale dagegen stelle ich aus wie ein Pfau seine Federnpracht.“ Die Vorstellung, dass große Bücherregale eher auf kulturelles Kapital und Intellekt schließen lassen als ein breiter Fernseher, hat sich in der Gesellschaft manifestiert – und damit auch in Barons Kopf.

Eine Gruppe von Soziologen hatte 2018 herausgefunden, dass allein der Zugang zu Literatur eine enorm positive Auswirkung auf Heranwachsende habe. Auswirkungen auf die Alphabetisierung, die Rechenfertigkeiten und die Fähigkeit, technische Probleme zu lösen, wurden getestet und mit der Größe der Hausbibliotheken verglichen. Der Studie zufolge kann ein Buch bereits einen großen Unterschied machen: Das erste gelesene Buch eröffnet eine ganze Reihe von neuen Fähigkeiten und Möglichkeiten. Jedes folgende Buch verstärkte diese Vorteile weiterhin, aber in einem geringeren Ausmaß.

Aber nicht alle Eltern haben eine Privatbibliothek. Sollten nicht also staatliche Institutionen die Chancengleichheit von Kindern und Jugendlichen gewährleisten? „Die Ungleichheiten fangen im Grunde schon bei der Geburt an“, sagt Hannah Rindler. Allein der Ort, an dem ein Kind aufwächst, hätte Einfluss auf dessen Bildungschancen. „Systemisch gesehen ist aber besonders der Übergang von der Grund- auf die weiterführende Schule entscheidend.“ Eltern und Lehrer*innen würden Entscheidungen treffen, die nicht ausschließlich das Potential des

„Die Offenlegung der eigenen Biografie kann helfen, Studierende zu ermutigen, sich mehr zuzutrauen“

Hannah Rindler,
Koordinatorin von Arbeiterkind.de

Foto: Patricia Schicht

Die Jung-Akademikerin Hannah Rindler stammt aus einer Arbeiterfamilie. Heute berät sie andere Arbeiterkinder, die studieren

Kindes, sondern häufig auch die soziale Herkunft berücksichtigen, sagt Rindler. Kurz gesagt: Wer aus einer nicht-akademischen, vermeintlich „bildungsfernen“ Familie kommt, hat gute Chancen, trotz vielversprechender Noten nicht auf dem Gymnasium zu landen. Die Mentor*innen von Arbeiterkind.de gehen deshalb an Schulen, um für Schüler*innen aus nicht-akademischen Elternhäusern eine Vorbildfunktion einnehmen zu können und Informationen, zum Beispiel zur Studienfinanzierung weiterzugeben.

Viele Nebenjobs während des Studiums

Sebastian Blum muss in seinem Alltag viele Nebenjobs meistern. Vor Kurzem hat er zusätzlich einen Studienkredit aufgenommen. Ein Unterschied zu seinen Kommiliton*innen, die teilweise 700 oder 800 Euro von ihren Eltern bekämen. „Da bräuchte es viel mehr Unterstützung seitens der Universität“, sagt er. Studierenden im ersten Semester müsste, findet Blum, dringend der Einstieg ins Studium erleichtert werden. Gezielte herkunftsbezogene Programme gäbe es an seiner Universität nicht – bis auf ein Mentoringprogramm, bei dem er selbst mitwirkte und Erstsemester dabei unterstützte, ihr Studium zu organisieren. Das Programm, finanziert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, werde aber im nächsten Semester eingestellt. „Das Hauptanliegen war wohl, die Studienabbruchquote zu verringern, das hat aber nicht geklappt“, sagt Blum. Zusätzlich bringt er das Thema Mehrfachdiskriminierungen ins Spiel. „Wenn jemand als erste Person in der Familie studiert und gleichzeitig noch ein Migrationstrauma mitbringt, ist die Klassenfrage vielleicht das kleinere Problem – auch wenn sich beides natürlich bedingt.“ Schaut man sich an, wie gering der Anteil von Studierenden aus Nicht-Akademiker*innenfamilien in Stipendienprogrammen sei, sagt der 24-Jährige, könne man in Deutschland sehr wohl von einer Elitenbildung sprechen.

Helmut Fend ist Pädagoge. In einer seiner Schriften hielt er fest: Es ist eine Aufgabe des Bildungssystems, durch Selektion die gesellschaftlichen Strukturen aufrechtzuerhalten. Das Wirtschaftssystem braucht Menschen mit Haupt- und Realschulabschluss, um den Nachwuchs in allen Berufsgruppen zu gewährleisten – auch den schlechter bezahlten. Der Schriftsteller Bruno Preisendörfer schreibt dazu in einer bildungspolitischen Streitschrift: „Schule als Institution ist immer zugleich pädagogische Anstalt und ökonomische Selektionsagentur.“ Damit zähle Bildung zu einer begrenzten Ressource, woran sich so lange nichts ändern würde, wie Bildungszertifikate vor allem „als Berechtigungsscheine zum Aufstieg oder zum Bewahren des Klassenerhalts“ wahrgenommen werden. Das System, da scheinen sich Fend und Preisendörfer einig zu sein, sieht keine Bildungsaufsteiger*innen vor.

Dazu muss man sagen: Mittlerweile absolvieren immer mehr Schüler*innen in Deutschland das Abitur. War es in den 1970er Jahren noch ein Anteil von etwa 25 Prozent der Schüler*innen, die eine Hochschulzugangsberechtigung erwarb, lag der Anteil in den vergangenen Jahren bei über 50 Pro-



Harte Realität: Arbeiterkinder erleben das Studium als stressig. Oft müssen sie mit Nebenjobs ihre Kontostände aufbessern

zent. Die verhärteten gesellschaftlichen Strukturen scheinen langsam aufzuweichen. Gleichzeitig ändert sich aber der Arbeitsmarkt, sodass immer mehr Arbeitgeber*innen ein abgeschlossenes Studium voraussetzen.

Eine weitere Kapitalsorte in Bourdieus Habitus-Theorie, neben dem kulturellen Kapital, ist das ökonomische. Es umfasst bei dem Soziologen Geld, Güter oder Landbesitz. Ökonomisches und kulturelles Kapital, das vor allem Menschen aus Akademiker*innenfamilien anhäufen, haben erstmal nichts miteinander zu tun. Schaut man sich aber an, wie viel Geld Menschen in ihren Jobs verdienen, die ein Studium abgeschlossen haben, lassen sich Überschneidungen feststellen: Einer Studie des Münchener ifo-Instituts aus dem Jahr 2017 zufolge verdienen Akademiker*innen, die ein Universitätsstudium auf dem ersten Bildungsweg abgeschlossen haben, durchschnittlich 390.000 Euro netto in ihrem Erwerbsleben – und damit 65 Prozent mehr als jemand mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung. Die Besserverdienenden sind in Deutschland also oft Akademiker*innen.

Ein Studium soll laut Deutschem Studierendenwerk monatlich durchschnittlich 867 Euro kosten. Dabei sind Wohnkosten von 332 Euro und Nahrungsmittelkosten von 154 Euro kalkuliert. Das Berliner Studierendenwerk hat aber ermittelt, dass Student*innen in der Hauptstadt durchschnittlich 361 Euro für Wohnen und 190 Euro für Lebensmittel



ausgeben müssen. So käme eine Studierende in Berlin auf Ausgaben in Höhe von 932 Euro monatlich. Schaut man sich die Preise auf Onlineplattformen für die Wohnungs- und WG-Suche an, scheint selbst diese Kalkulation konservativ geschätzt.

Die staatliche Studienunterstützung BAföG wurde im vergangenen Jahr reformiert. Mittlerweile beträgt der Höchstsatz 853 Euro, davor lag er bei 735 Euro. Das Geld gibt es für die vorgesehene Regelstudienzeit – außer, man hat einen sehr triftigen Grund, den das BAföG-Amt anerkennt. Mit Blick auf die Berechnungen der monatlichen Ausgaben in Berlin ergibt sich selbst bei Bezug des BAföG Höchstsatzes noch immer eine Differenz von 79 Euro. Laut Studierendenwerk in Berlin wurden im März 2020 insgesamt 23.160 Student*innen die Ausbildungsförderung bezahlt. An der Technischen Universität und der Universität der Künste beträgt der Anteil der BAföG-Empfänger*innen elf Prozent. An der Freien Universität und Humboldt Universität beziehen 14 Prozent die Unterstützung. Auch hier zeigt sich: die Studierenden, die auf staatliche Hilfe angewiesen sind, scheinen eindeutig in der Minderheit zu sein.

Das finanzielle Sicherheitsnetz fehlt

Die BAföG-Reform sei ein Anfang, findet Hannah Rindler. Ihre Organisation war für die Änderungen im Bundestag angehört worden. „Aus unserer Sicht gibt es trotzdem noch viel Verbesserungspotential“, sagt sie. Zum Studienbeginn hätten viele nicht das Geld, eine Kautions für das neue WG-Zimmer zu hinterlassen. Auch die Semesterbeiträge, die in Höhe von 300 bis 350 Euro halbjährlich an staatlichen Universitäten fällig werden, seien für viele schwer aufzubringen. „Jedes Jahr erreichen uns Notrufe von Menschen, die deswegen ihr Studium abbrechen müssen.“ Es fehle ein finanzielles Sicherheitsnetz, um einen kaputten Laptop oder andere unvorhersehbaren Ausgaben aufzufangen. Das fehlende ökonomische Kapital, sagt Rindler, sei für Studierende der ersten Generation immer noch die größte Hürde. „Dieses aufbrausende Selbstbewusstsein und diese rebellisch anmutende Risikobereitschaft“, die man von vielen jungen angehenden Akademikern kenne, sagt Christian Baron, seien nur deshalb drin, weil stets die Möglichkeit bestünde, sich kurzzeitig wieder wie in Kindheitstagen die Ersparnisse der Eltern anzuzapfen und das Budget für neue Abenteuer aufzustocken.

Bei ihm hingegen war das Geld ständig knapp. „Manchmal sagten Bekannte nach einer Kneipenacht, sie hätten kein Bargeld mehr da und ich müsse ihnen mal eben vier Euro für einen Döner leihen. Sie gaben mir das Geld später nicht zurück, weil sie sicher dachten, die vier Euro machten mir ebenso wenig aus wie ihnen. Die Blöße geben wollte ich mir aber auch nicht, sodass ich dann lieber Wassersuppe löffelte als nicht dazugehören oder wieder mal als unlocker ausgelacht zu werden.“ Nach dem Studium verließ Baron die Universität mit mehr als 10.000 Euro Schulden beim Staat. Mittlerweile liegt die Höchstsumme, die Alumni von dem BAföG zurückzahlen müssen, bei 10.010 Euro. Die Rückzahlung beginnt fünf Jahre nach dem Ablauf der Förderung

und ist laut Bundesministerium für Bildung und Forschung in aller Regel nach sechseinhalb Jahren abgeschlossen.

Herkunft sollte kein Defizit sein

Christian Baron finanzierte sein Studium durch eine schlecht bezahlte freie Mitarbeit in einer Redaktion, BAföG und Halbwaisenrente. Heute sagt er: „Weil ich ein Ziel vor Augen hatte und eine berufliche Perspektive sah, nämlich Journalist zu werden, war das psychisch für mich verkraftbar.“ Auch Hannah Rindler schlug sich durch, sie ging für ein Erasmusjahr nach Spanien und verlängerte ihr Studium, indem sie es in den letzten Semestern mit Nebenjobs selbst finanzierte, nachdem die BAföG-Zahlungen endeten. „Das war damals okay für mich, aber ich weiß, dass es für viele wirklich anstrengend ist.“

Darf das Bildungssystem auf die Anpassungsfähigkeit einzelner bauen? „Wir sprechen uns dafür aus, die Herkunft nicht als Defizit zu betrachten, sondern von Seiten der Institution als Zugewinn. Außerdem ist es eine große Leistung sich in beiden Welten zu rechtzufinden“, sagt Rindler.

Zwar scheinen die Berliner Universitäten auf das Thema aufmerksam geworden, Anlaufstellen sind jedoch rar. An der Humboldt Universität gibt es eine Gleichstellungsbeauftragte, die auch für Studierende der ersten Generation zuständig ist. Die Technische Universität hat ebenfalls ein sogenanntes „first gen“-Programm. Eine Antwort der Freien Universität steht noch immer aus.



Christian Baron:
Ein Mann seiner Klasse,
289 Seiten, 20 Euro,
Claassen/Ullstein Verlage

STUDI

Examenswahnsinn

Wer später in Amt und Würden sein will, als Richter und Staatsanwalt, als Oberstudiendirektor, Schulrat oder in anderen Beamten-Berufen, muss leiden. Getragen von Energydrinks, Ritalin und Traubenzucker durchlebt er fordernde Examensphasen, um als tauglich zu gelten: dafür, ein guter Staatsdiener zu sein. Ein antiquiertes Denken, denn wer sagt denn, dass jemand qualifizierter ist, wenn er sich monatelang

durch ellenlange Handapparate gequält hat, durchrüttelt von Nervenzusammenbrüchen?

Der Drill-Charakter der Staatsexamina an deutschen Hochschulen ist ein Überbleibsel des preußischen Obrigkeitsstaats. Die Philosophie dahinter: Zäh musst du sein, um Besoldungen und später Pensionen zu beziehen sowie später einmal als siecher Patient im Einzelzimmer gepflegt

LEBEN

zu werden. Wie heavy das Staatsexamen besonders für Juristen ist, hat zuletzt sogar eine Umfrage bewiesen. 97 Prozent fühlen sich psychisch belastet. Weshalb mittlerweile über Reformen diskutiert wird, angestoßen unter anderem von der Leipziger Jura-Professorin Elisa Hoven.

Recht hat sie. Aus dem Curriculum sollte der Leistungsdruck genommen werden – um junge Menschen vor Burn-Outs zu schützen.

Was hinzu kommt: Wer selbst einmal gegrillt worden ist, reicht die eigene Qual womöglich später an Untergebene weiter, ob an Angeklagte im Gerichtssaal oder an Schüler im Klassenzimmer. Jetzt mal durch die psychologische Brille betrachtet.

Text: Philipp Wurm

Wer in diesem Sommer studiert, ist zerrissen zwischen Home Office, Isolation und großer Freiheit. Wir haben gefragt, wie sich das Durcheinander anfühlt

Protokolle: Xenia Balzereit, Julia Lorenz, Philipp Wurm



Johannes Wolf, 20 Medizin an der Charité, 3. Semester

Normalerweise würde ich in diesem Semester im berühmten Bettenhaus der Charité lernen, was es heißt, ein Arzt zu sein. Ich wäre stolz auf das Privileg gewesen, an diesem einzigartigen Ort ein- und ausgehen zu dürfen. Ärzte hätten uns Untersuchungstechniken gelehrt, oder ich wäre preisgekröntem Forschern begegnet und hätte in Seminaren mein Wissen zum Beispiel in der Biochemie oder Physiologie vertieft.

Die Atmosphäre, ob in Stationen, Laboren oder Seminarräumen, wäre ein großer Ansporn gewesen. An keiner anderen Uni-Klinik in Deutschland wird das Studium so eng mit der Praxis verzahnt.

Jetzt muss ich diese Highlights von zu Hause verfolgen, auch die Kurse, die ich in anderen Charité-Einrichtungen besucht hätte. Das demotiviert auf Dauer schon.

Die Veranstaltungen werden mittels Microsoft Teams übertragen, einem Programm für Videokonferenzen – ob Vorlesungen, Seminare und Tutorien. Auf meinem Bildschirm sehe ich die Profs, wie sie in von zu Hause aus oder ihren Büros dozieren. Auf einem digitalen Blackboard lade ich die Lernmaterialien herunter, Folien, Präsentationen, Zeichnungen. Auf dem Lehrplan stehen die menschliche Haut, das Herz, der Bewegungsapparat und der Magen-Darm-Trakt.

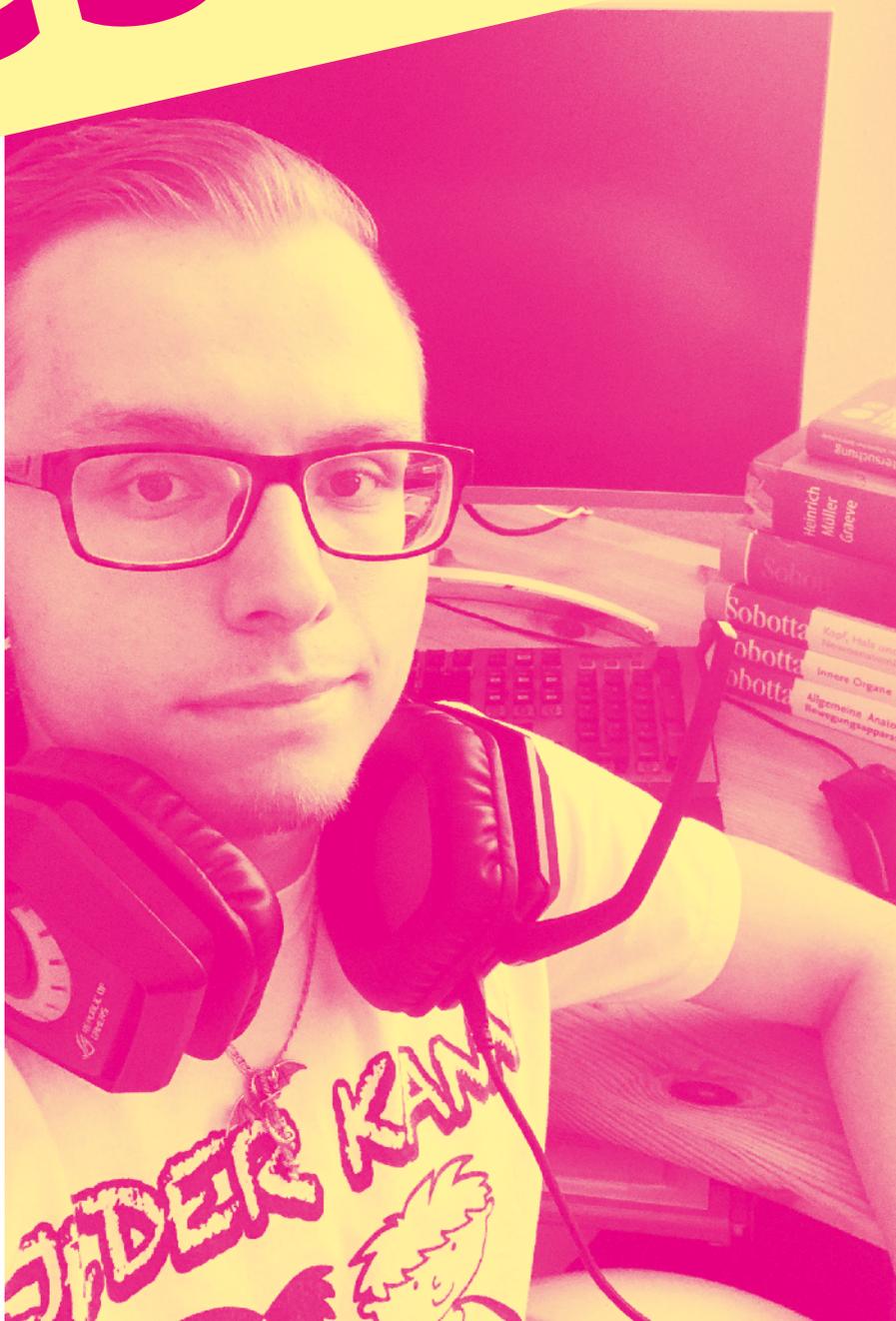
Wenn ich die Anatomie des menschlichen Körpers erkunden will, blättere ich in Atlanten aus meinem Bücherregal. Sonst dürfte ich mich mit meinen Kommiliton*innen Leichen in der Charité-Medizin präparieren. Nachvollziehbarerweise können Übungen dieser Art nicht so einfach über Videoprogramme gestreamt werden. Die Würde der Toten wäre verletzt.

Luft das Sommersemester?

Immerhin habe ich dank des Shutdowns mehr Freizeit. Weil ich mehr Luft habe, konnte ich eine alte Liebe wiederentdecken. Ich steige wieder regelmäßig auf mein Rennrad, rase über die Straßen im Oder-Spree-Kreis, wo ich aufgewachsen bin, oder über die Wege auf dem Tempelhofer Feld.

Und: Wenn ich will, kann ich morgens ein bisschen länger im Bett liegenbleiben. Wenn eine Vorlesung schon um 8.15 Uhr beginnt, drehe ich mich noch einmal um. Ich schaue den Stream dann einfach später.

Ich habe allerdings großes Verständnis für die Sicherheitsmaßnahmen. Mehr als die Hälfte der Deutschen zählt zu den Risikogruppen, darunter meine Eltern und Großeltern. Diese Menschen müssen vor dem Virus geschützt werden.



Hannah Schönwald, 25 Sozialwissenschaften, HU, 2. Semester

Neben dem Ausschlafen hat die Corona-Situation für mich einen Vorteil: In Zoom-Seminaren fällt es mir leichter als bisher, mich an Diskussionen zu beteiligen, weil eine größere Distanz geschaffen wird. Dadurch werde ich redseliger, verliere meine Ängste. Andererseits schrumpft auch die Aufmerksamkeitsspanne, wenn man den ganzen Tag am Computer sitzt.

Ich wohne in einer Vierer-WG, in einer großen Wohnung samt Balkon. Ein eigenes Schlafzimmer habe ich schon, aber kein extra Arbeitszimmer, so dass die Trennung zwischen Uni und Privatleben mir schwer fällt. Das ist oft nicht so einfach, denn die Dozent*innen haben schon deutlich mehr gefordert als sonst. Ich hatte das Gefühl, wir mussten beweisen, dass wir wirklich jeden Text ganz genau von vorne bis hinten gelesen haben. Vor Corona konnte man den einen oder anderen Text auch mal überfliegen. Eine Home-Prüfung, die ich kürzlich geschrieben habe, war auf zweieinhalb Stunden angesetzt, aber der Durchschnitt der Studierenden hat zehn bis 15 Stunden gebraucht.

Das Ganze wurde mir zu viel, sodass ich ein Modul abwählen musste – auch, weil ich mich parallel bewerben musste. Durch Corona habe ich meinen Nebenjob in der Gastronomie verloren. Bei alledem hätte ich mir mehr Unterstützung von der Uni gewünscht.

Ich finde es problematisch, dass so viele Entscheidungen über die Köpfe der Studierenden hinweg getroffen wurden – zum Beispiel die Nutzung der Software Zoom für alle Seminare, die ja nicht für den besten Datenschutz bekannt ist. Man hätte etwa über den RefRat besser mit den Studierenden kommunizieren können, um sie in Entscheidungsprozesse einzubeziehen. Ich bin in der privilegierten Lage, überhaupt Unterstützung von meinen Eltern zu bekommen, aber viele andere Studierende sind in sehr starke finanzielle Not geraten oder mussten sogar ihr Studium abbrechen. Klar gibt es jetzt die Überbrückungshilfe, aber die reicht für viele nicht aus. Die HU zum Beispiel hat erst sehr spät reagiert und Gelder zur Anschaffung von technischen Geräten für zuhause angeboten.

Ich habe schon das Gefühl, dass wir ganz schön allein gelassen wurden. Und doch glaube ich, dass die Krise mir eine größere Resilienz verschafft hat. Überhaupt ist es für uns als „Generation Y“ eine lehrreiche

Erfahrung, so eine Krise zu erleben. Ich bin dankbarer als vorher für gewisse Privilegien, immerhin hat die Pandemie viele präexistente Probleme verschärft oder sichtbar gemacht – ob man sich die prekäre Bezahlung in Pflegeberufen anschaut oder die Situation in den Geflüchtetenlagern und den EU-Außengrenzen.



Foto: Jaara Lange

Arvid Eisermann, 31 Biologie, HU, 2. Semester

Schon seit Februar habe ich den Uni-Campus nicht mehr betreten. Ob die eindrucksvollen Gebäude auf dem Gelände der alten Tierklinik in Berlin-Mitte oder in Adlershof, wo auch Veranstaltungen für Biologie-Studierende steigen. Stattdessen lerne ich am Schreibtisch meiner Friedrichshainer Wohnung. Dieser Lebensstil hat seine Tücken. Nicht selten ertappe ich mich dabei, wie ich mich in den Weiten des Internets verliere. Dann schaue ich auf einmal Online-Videos von Saturday Night Live oder Beiträge aus der Arte-Mediathek. Das Lernen rückt dabei in den Hintergrund. An warmen, wolkenlosen Tagen radle ich zum Liepnitzsee, um mich in der Sonne zu aalen – schließlich weiß ich, dass ich angesetzte Online-Vorlesungen genauso gut auch noch an einem anderen Tag abrufen kann.

Ich benutze eine Lern-App, die errechnet, wie viel Zeit ich in mein Studium investiere. Wahrscheinlich werden es gegen Ende dieses Sommersemesters weniger Stunden sein werden als noch im Wintersemester. Dabei sind eigentlich nur die wenigsten Veranstaltungen ausgefallen. Die Vorlesungen, zum Beispiel über Organische Chemie oder Physik, werden über Zoom gestreamt. Es gibt auch Downloads im Audio-Format, Powerpoint-Präsentationen und Youtube-Videos.

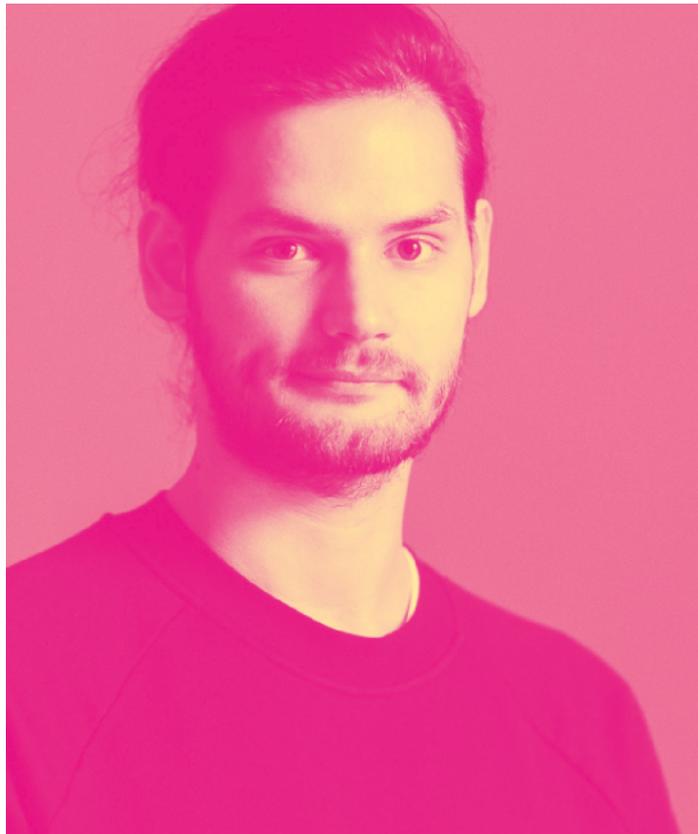
Welche Formate genutzt werden, haben die Professor*innen und Dozent*innen nach persönlichen Vorlieben entschieden. Vom Lehrplan gestrichen worden sind Zoologie-Kurse – da hätten wir sonst Tierkadaver untersucht, eingelegt in Formaldehyd. Die Botanik-Übungen kann ich dagegen auf eigene Faust angehen. Mit Kommiliton*innen bin ich zum Beispiel durch Uferböschungen am Plötzensee gestreift, um Gräser zu sammeln und zu bestimmen.

Was mich belastet: Ich habe noch stressige Lernphasen vor der Brust – zumal sich noch Klausuren aus dem vergangenen Semester angestaut haben, die im Frühjahr wegen des Lockdowns ausgefallen sind. Um im Zeitplan zu bleiben, müsste ich ganze sieben



Klausuren schreiben. Wahrscheinlich werde ich nur vier schaffen. Die Klausuren werden voraussichtlich in Gebäuden der HU geschrieben; über die Sicherheitsvorkehrungen bin ich noch nicht informiert worden.

Was ich mag an diesem verrückten Sommer? Die Freiheit, dass ich mir meine Zeit selbst einteilen kann. Und dass ich keine endlosen Fahrten mehr mit U- und S-Bahn zum Campus in Adlershof auf mich nehmen muss. Wenn die Pandemie vorüber ist, können manche Provisorien meinerseits auch zu Dauerlösungen werden. Trockene Mathematik-Vorlesungen zum Beispiel, die leider auch zum Biologie-Studium gehören, kann man gerne auch künftig online streamen.



Filip Rotim, 28

4. Semester, Kommunikation, UdK

Unser Semester wurde komplett umgestellt, alles findet jetzt online statt: Seminare, Vorlesungen und auch Prüfungen. Das sind dann mündliche Online-Prüfungen, in manchen Fächern gibt es auch Klausuren, die man mit nach Hause nimmt und dort schreibt. In einem Seminar, das nun angeboten wird, können wir Kommilitonen treffen und Inhalte selbst gestalten. Da geht es um die Corona-Krise und welche Lehren wir daraus ziehen. Manche Seminare basieren jetzt auch komplett auf Texten. Das heißt, wir lesen die Texte und müssen uns hinterher mit einer Tonaufnahme zurückmelden. Es findet also kein Frontalunterricht mit Diskussionsrunde mehr statt.

Ich habe das Gefühl, dass ich damit gut klar komme, gut vorankomme und konzentrierter arbeite. Die Fahrtwege fallen weg, und ich bin viel flexibler: Ich kann dann arbeiten, wenn ich in einer produktiven Phase des Tages bin. Außerdem haben wir ziemlich viel Spielraum bekommen. Man kann auch die Kurse im nächsten Jahr wiederholen, ohne dass einem dieses Semester als Fachsemester angerechnet wird. Wir können auch alle Prüfungen auf Oktober schieben, wenn wir wollen.

Tatsächlich lese ich im Moment aber mehr Texte als vorher, weil das sozusagen meine Verbindung zur Uni ist. Weil das ganze Soziale irgendwie wegfällt und man sich auch weniger austauschen kann, habe ich mehr Motivation, mich darauf zu konzentrieren. Auch, um

das Gefühl zu haben, dass ich noch studiere.

Am härtesten an der Krise war eigentlich, nicht in die Bibliothek gehen zu können. Im März und April musste ich eine Hausarbeit schreiben. Ich fand es total schwierig, in meinem Schlafzimmer zu arbeiten, keine Trennung zu haben zwischen dem Ort, an dem ich arbeite und dem, an dem ich schlafe und chille. Ich vermisse das „Bibben“ bis heute – einfach mal einen Tag woanders zu arbeiten.

Aber ich bin nicht so schlecht dran. Ich beziehe weiterhin Bafög und arbeite bei einer Agentur als Werkstudent. Viele meiner Freundinnen und Freunde, die zum Beispiel in Kneipen kellnern, hat es da viel härter getroffen. An meiner Uni, der UdK, starten Studierendeninitiativen auch immer wieder Spendenaufrufe, um Studierenden intern zu helfen. Manche Dozierende machen da auch mit und rufen dazu auf, zu spenden.

Ich habe auch schon drüber nachgedacht, ob man nicht die Räume der Uni für eine begrenzte Anzahl von Studierenden öffnen könnte. Aber davon habe ich noch nichts gehört, im Gegenteil: Es könnte sein, dass auch das Wintersemester online stattfindet. Aber ich glaube, vielleicht ist es auch nicht möglich, die Räumlichkeiten wieder zugänglich zu machen, ohne Unsummen in die Infrastruktur zu investieren.

Schönen Urlaub

Ferien zu Hause: Entdecke deine Stadt!

Safari, Kreuzfahrt oder Strandurlaub? Das geht alles in Berlin! Die neue Edition „Sommer in Berlin“ gibt viele Tipps für den Urlaub zu Hause. Internationales Flair vor der Tür: Wo findest Du Italien, Skandinavien oder Vietnam in Berlin? Erfrischend: Baden, Gärtnern, Eis und Limonade selber machen
Schönen Urlaub!



Jetzt im Handel!

oder versandkostenfrei bestellen: tip-berlin.de/shop



In der Ferne

In Barcelona, Florenz oder Stockholm das Auslandssemester machen? Wie banal! Es gibt auch Abenteuerlustige, die außergewöhnliche Orte bevorzugen – etwa Kathmandu, das grönländische Nuuk oder Seoul

Protokolle: Michael Mezger

Foto: Maria Lang

Lernen in der Einöde

Maria Lang, 22, hat während ihres Skandinavistik-Studiums ein Auslandssemester in Nuuk absolviert, der Hauptstadt Grönlands

Eine Hauptstadt, zu der keine einzige Straße führt, sodass man einen Helikopter oder ein Schiff braucht, um dorthin zu gelangen – das klingt merkwürdig? Ist es auch. Aber das ist Nuuk, die Hauptstadt von Grönland. Nuuk hat nur 18.000 Einwohner, ist damit aber die mit Abstand größte Stadt im ganzen Land, denn insgesamt wohnen nur etwas über 55.000 Menschen in dieser unwirtlichen Gegend.

Ich selbst habe Skandinavistik an der Humboldt-Uni in Berlin studiert. Von meinen Kommilitonen wusste ich, dass Erasmus-Studierende beispielsweise in Norwegen doch meist nur in ihrer Blase aus internationalen Studierenden unterwegs sind. Da dachte ich mir: Okay, wenn schon Blase, dann will ich wenigstens ein außergewöhnliches Land kennenlernen. Und schwups, habe ich Grönland für mich entdeckt. Bereits die Vorbereitungen waren ungewöhnlich: Was immer man online beantragen möchte, ob Handyvertrag, Versicherung, Visum – „Grönland“ taucht nirgends in der Standard-Auswahl auf. Man kann nur „Dänemark“ anklicken. Denn Grönland ist ja noch immer eine dänische Kolonie, aber selbst dann können einem Sachbearbeiter oft nicht weiterhelfen. Man muss sich ganz schön durchtelefonieren, manches kann man auch erst vor Ort in einem Fachgeschäft erhalten.

Über die koloniale Verbindung zu Dänemark wusste ich recht wenig, als ich im September 2018 in Nuuk gelandet bin. Vor Ort aber kann man dieser Geschichte kaum entgehen. Dänemark hat sich ein paar Jahrhunderte lang sehr bereichert, indem es in Grönland Walfische gefangen und vor allem den für Petroleumlampen heiß begehrten Tran teuer verkauft hat. Davon zeugt nicht nur ein eigenständiges Nationalmuseum, sondern die Geschichten ziehen sich auch durch die letzten zwei bis drei Generationen der Familiengeschichten aller Grönländer hindurch.

Seit Menschen Glühbirnen benutzen, lohnt sich die grönländische Kolonie für Dänemark finanziell nicht mehr so sehr, also haben die Dänen kurzerhand in den 60ern alle grönländischen Dörfer von der Versorgungskette abgeschnitten. Die einheimischen Inuit hatten die Wahl, sich entweder auf eigene Faust durchzuschlagen oder eben in die Hauptstadt zu ziehen. Auf diese Weise sind in Nuuk ganze Plattenbausiedlungen entstanden, in denen auseinander gerissene Familien unter ärmsten Bedingungen leben. Das ist richtig krass! Weil Nuuk so klein ist, kennt jeder jemanden,

der von seinen Verwandten abgeschnitten wurde, seinen Beruf verloren hat oder alkoholabhängig geworden ist. Heute kämpfen vor allem junge Grönländer für die Unabhängigkeit von Dänemark. Meine indigenen Kommilitonen entdeckten damals die Lebensweise der Inuit als Gegenentwurf zum kapitalistischen „Schneller – höher – weiter“. Es werden wieder mehr Geschichten von früher ausgepackt, bekannte Indie-Rockbands singen wieder auf Grönländisch und sind stolz darauf.

Die grönländische Kultur ist erstmal sehr auf Nachhaltigkeit ausgelegt. Während meines Erasmus-Semesters haben Einheimische ein paar mal Eisbären geschossen, weil sie wegen der globalen Erwärmung keine Nahrung mehr im Ozean fanden und deshalb zu nah an die Stadt herangekommen sind. Die Kadaver wurden nicht etwa weggeworfen, sondern in den Tagen darauf gab es in einigen Restaurants alle möglichen Speisen mit Eisbärfleisch.

Apropos globale Erwärmung: Natürlich wird es in Grönland richtig kalt, im grönländischen Winter zeigt das Thermometer nachts sogar bis minus 30 Grad Celsius. Das fühlt sich aber gar nicht so kalt an wie bei uns in Deutschland. Weil die Luft so trocken ist, kriecht die Kälte nicht unter die Haut, sondern man kann bei Tageslicht sogar in einer leichten Daunenjacke auf einen Berg wandern gehen. Dort wird man mit einer tollen Aussicht auf den Hafen belohnt, und mit einer Landschaft, die ein bisschen an den Mond erinnert – denn so weit im Norden gibt es weit und breit keine Bäume.

Nur ein paar Tage lang war es in meinem Erasmus-Semester so kalt und verschneit, dass das öffentliche Leben in Grönland nahezu still lag. Dann herrscht in der Stadt Einigkeit darüber, dass alle zuhause bleiben. Für diesen Fall hat man ein gutes Buch sowie Brot, Nudeln und Konserven in der Vorratskammer.

Für mein Skandinavistik-Studium hat mir der Aufenthalt in Nuuk viel gebracht: Nicht nur kann ich die Rolle Dänemarks als angeblich „gute“ Eroberer nun kritischer reflektieren. Nein, ich habe auch ein besseres Verständnis bekommen für alle postkolonialen Zusammenhänge auf der Welt. Die Mechanismen sind ja leider überall ähnlich, und die Nachwirkungen sieht man überall bis heute.



In einer Leistungsgesellschaft

Lisa Davydenko, 22, die ihren Bachelor in Politischer Ökonomie gemacht hat, war in Seoul

Die japanische Kultur fasziniert mich sehr! Als ich aber festgestellt habe, wie schwierig die Sprache ist, habe ich mich nach einer Alternative umgesehen. Das ist dann Südkorea geworden mit seiner 36-Millionen-Metropole Seoul, wo ich von Sommer 2018 bis Sommer 2019 studiert habe – neben Politischer Ökonomie auch ein bisschen Koreanisch, denn das war wichtig, um sich vor Ort einzuleben.

Dass Seoul so groß ist, hat mich gar nicht gestört. Es ist ein bisschen wie in Berlin: Der Fixpunkt ist der eigene Kiez, dort findest du alles, was du brauchst. Du versuchst, dir einen Kiez auszusuchen, von dem aus du nicht allzu lange zur Uni oder zur Arbeit brauchst. Ich denke, niemand in Seoul würde von sich behaupten, dass er die ganze Stadt kennt – das ist gar nicht möglich. Der Grund, warum es mir dennoch schwer fiel, ein Gefühl von „Normalität“ zu finden, war, dass die Gesellschaft damals noch viel homogener war als heute.

98 Prozent der Bewohner waren Koreaner. Als Ausländer fällt man auf wie ein bunter Hund, wird ständig angestarrt oder anders wahrgenommen. Dennoch habe ich zum Glück schnell über meine Mitbewohner und Kommilitonen unter Gleichaltrigen Freunde gefunden.

Korea ist ein sehr sauberes und sehr gut organisiertes Land. Zum Beispiel der Öffentliche Personennahverkehr: Die Busse sind fast immer pünktlich, und es gibt Apps, mit denen man in Echtzeit sehen kann, wo sich welcher Bus gerade befindet. Ich war generell überrascht von der Disziplin der Menschen in Seoul. Das Bildungssystem – Schule wie Uni – ist streng und anspruchsvoll. Noten werden nach relativer Gewichtung verteilt, das bedeutet, nur ein kleiner Prozentsatz schafft es in die guten Unis oder die guten Jobs – und jeder will an die Spitze. Deshalb lernen und arbeiten die Menschen wie die Bekloppten und gönnen sich nicht einmal eine Pause, wenn sie krank sind. Dazu passt, dass

Drogen eigentlich verpönt sind im Land, aber Koffein, Energy-Drinks und Ritalin nimmt eigentlich jeder, auch einige meiner Kommilitoninnen. Während meiner Zeit in Seoul wurde aktuell darüber diskutiert, den Kaffeeverkauf an Grundschulkindern einzuschränken oder gar zu verbieten. Zum Lernen und Arbeiten geht man in bestimmte Lern-Treffs, so wie Coworking-Spaces nur eben für Studierende, die über die ganze Stadt verteilt sind. Die haben rund um die Uhr geöffnet, und wir haben da schon so manche Nacht durchgebüffelt. Bei dem ganzen Druck wundert mich nicht, dass Südkorea eine hohe Suizidrate hat.

Effizient sind die Südkoreaner nicht nur beim Lernen, sondern auch beim Feiern. Ich hatte sehr viel Spaß mit meinen koreanischen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern! Das lief so bei uns: Man beginnt meist schon um 19 Uhr oder so, und Ziel ist, um 21 Uhr gut betrunken zu sein und früh schlafen zu gehen, um am nächsten Tag frühmorgens aus dem Bett zu kommen – denn an der Uni herrscht strenge Anwesenheitspflicht. Dabei helfen sehr viele Trinkspiele, bei denen gesun-

gen und herumgealbert wird. Man trinkt Soju, einen koreanischen Schnaps, das ist wie ein milderer Wodka. Oder Makgeolli, einen gegärten Reis-Wein. Zum Trinken gibt es auch immer etwas zum Essen, meist Kimchi, scharfe Dumplings, Fleisch, Hühnchen, und natürlich viel Reis. Alles wird aus einem Topf gegessen, so fühlt man sich schnell als Teil der Gruppe.

Aktuell ist Südkorea groß in den Nachrichten, weil sie mit ihrer Disziplin das Corona-Virus so gut in den Griff bekommen haben. Kein Wunder: Das Gesundheitssystem in Südkorea ist um einiges besser als hier in Deutschland. Und Homeoffice ist überhaupt kein Problem. Auch meine ehemalige Uni in Seoul hat innerhalb kürzester Zeit komplett auf Homeoffice umgestellt. Wenn man digital so gut ausgestattet ist wie Südkorea, fällt es sehr leicht, eine Pandemie zuhause auszusitzen. Ich lebe gerne in Berlin, aber aktuell wäre ich lieber in Seoul als hier.

ADIOS, OLLE COMFORT ZONE!

Halloöchen ABENTEUER!

DEIN NÄCHSTES CAMP? *

* HAB ICH DA ETWA EINE AUFWANDSENTSCHÄDIGUNG GESEHEN??

WERDE JETZT WILDFÄNGER
UND WACHSE ÜBER DICH HINAUS!

WWW.WILDFANG-TEAM.DE

WILDFANG E.V. / BRUNNENSTR. 191 / 10119 BERLIN

BETREUE VERHALTENSKREATIVE KINDER UND JUGENDLICHE
AUF INKLUSIVEN FERIENREISEN UND ZUHAUSE

FORTBILDUNG, PRAXIS-WORKSHOPS UND ZERTIFIKATE
ÜBER DEINEN EHRENAMTLICHEN EINSATZ

140 - 350€ AUFWANDSENTSCHÄDIGUNG PRO WOCHE





In luftiger Höhe

Lena Vögele, 28, die „Media and Visual Anthropology“ studiert, war im vergangenen Jahr in Kathmandu

Wer eine Reise tut, kann viel erzählen. In meinem Studienfach Media and Visual Anthropology geht es darum, fremde Kulturen kennenzulernen und zu deuten. Der Medienschwerpunkt fokussiert darauf, diese Kulturen hinterher medial zu vermitteln, als Dokumentarfilme oder in Form von Online-Portalen. Da trifft es sich gut, dass nahezu der gesamte Studiengang in Distanz zueinander stattfindet. Wir treffen uns regelmäßig in Videokonferenzen, um über Theorien zu diskutieren oder Vorträgen zu lauschen und von wo aus das alle machen, ist jedem selbst überlassen. Sinn dieses Konzeptes ist, bereits während des Studiums in andere Kulturkreise einzutauchen und eigene Medienprojekte daraus entwickeln zu können.

Mein erstes Reiseziel war Kathmandu. Ich hatte bereits kurz vor meinem Studium in der Hauptstadt Nepals ein Projekt namens Impactweek realisiert, also Projektwochen, in denen soziale Projekte entwickelt werden. Dabei habe ich gemeinsam mit jungen Menschen innovative Gesellschaftsprojekte konzipiert, die gesellschaftliche und ökologische Probleme beispielsweise durch die Gründung nachhaltiger StartUps, niedrigschwelliger Apps oder Nachbarschaftsinitiativen gelöst werden. Ich bin dann einfach dort geblieben, um auch Leute außerhalb meiner Workshop-Blase kennenzulernen. Also

habe ich weitere drei Monate dort verbracht, von Oktober bis Dezember 2019.

Landschaftlich ist Kathmandu wirklich sehr schön. Es liegt direkt am Himalaya-Gebirge, wo ich wunderschöne Wanderungen und Ausflüge ins Umland unternehmen kann. Wann immer ich die Gelegenheit hatte, habe ich das in meiner Freizeit dann aber auch wirklich getan! Denn in Kathmandu selbst ist die Luftverschmutzung einfach nicht auszuhalten. Ständig dieser Smog! Das habe ich nicht einmal in China als so schlimm empfunden. Ich hatte eine Maske mit einem Filter aus einer Apotheke in Deutschland dabei, wie man sie jetzt wegen Corona ja häufiger auch bei uns sieht. Und nicht einmal die geholfen. Ständig hört man auf den Straßen, wie die Leute würgen, weil der Smog die Lungen so blockiert – als würde man unter einer Motorhaube liegen. Sport in der Stadt machen, etwa Radfahren, ist da undenkbar. Entsprechend chaotisch ist der Straßenverkehr: Weil jeder mit dem eigenen Auto zur Arbeit kommen will, steht man ständig im Stau. Über vermittelt nicht nur Autofahrten sondern auch Roller. Mit denen kann man sich halbwegs zügig zwischen den Autos durchschlängeln.

Um in Kontakt mit den Einheimischen zu kommen, habe ich gejobbt. Ich wollte meine Fähigkeiten in der Medienproduktion einbringen, und habe angeboten, Projekte einer Hilfsorganisation als Kurzfilme



zu dokumentieren. Über die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen aus Nepal habe ich Einblicke in bekommen, die mir als emanzipierte Westeuropäerin große Probleme gemacht haben. So mussten jedesmal, wenn der Chef ein Zimmer betreten hat, alle aufstehen und so lange warten, bis der Chef „Setzen“ sagt. Aber was mich am meisten schockiert hat: Die anderen Kolleginnen – die meisten waren Frauen – waren darüber nicht etwa erbost, sondern die sahen in unserem Chef sowas wie eine autoritäre Vaterfigur. Die männliche Autorität wurde nicht sehr kritisch hinterfragt, und es war auch nicht gewünscht. Wenn der Chef mal einen Tag lang nicht da war, wußte niemand, wie man die eigenen Aufgaben erledigen soll. Manche hatten sogar Tränen in den Augen und waren froh, wenn der Chef wieder den Raum betreten hat.

Für ein soziales Projekt wie die Impactweek würde ich wieder nach Kathmandu zurückkehren. Für ein paar Wochen mit den Einheimischen unternehmerische Lösungen zu finden, um die sozialen und ökologischen Probleme des Landes anzugehen, war eine sehr bereichernde Erfahrung. Für längere Zeit nochmal tiefer in den Alltag Kathmandus einzutauchen muss allerdings nicht sein. Als westeuropäische Studentin bin ich da wohl zu emanzipiert. Spannend im Hinblick auf mein Studium ist allerdings, wie man eine solche sehr andere Gesellschaftsstruktur im Film portraituren kann, ohne sich darüber zu stellen oder zu urteilen. Denn im Dokumentationsfilm sollte es ja darum gehen, dem Zuschauer oder die Zuschauerin die andere Kultur nahezubringen – und das ist nicht immer einfach.

BAI WISSENSCHAFTSPREIS
Bundesverband Alternative Investments e. V.

Prämiert werden Arbeiten im Bereich alternativer Investments mit Schwerpunkt **Absolute Return Fonds, Private Equity, Private Debt, Infrastruktur** sowie **Rohstoffe** insbesondere aus den Disziplinen: Betriebswirtschaftslehre | Volkswirtschaftslehre | Rechtswissenschaften (Wirtschafts-) Mathematik | Physik

**JETZT
BEWERBEN**



Das Preisgeld von insgesamt € 10.000,- wird an die Gewinner folgender Kategorien ausgelobt:

- ✓ Bachelorarbeiten
- ✓ Masterarbeiten
- ✓ Dissertationen/Habilitationen
- ✓ Sonstige Wissenschaftliche Arbeiten

Teilnehmen können Studierende, Doktoranden sowie wissenschaftliche Mitarbeiter deutscher Hochschulen und Forschungseinrichtungen.

Die Jury besteht aus hochrangigen Wissenschaftlern und Experten aus der Praxis.

28. Februar 2021

Detaillierte Informationen und Teilnahmebedingungen finden Sie unter:
www.bvai.de **Rubrik Wissenschaftsförderung**

AUSBILDUNG

zum *Psychologischen Psychotherapeuten*



zum *Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten*

Weiterbildung für Ärzte

SCHWERPUNKT VERHALTENSTHERAPIE



Staatlich anerkannte Ausbildung nach PsychThG

IVB Institut für Verhaltenstherapie Berlin GmbH
Hohenzollerndamm 125/126 | 14199 Berlin
Tel. 030 8 97 37 99 43 | info@ivb-berlin.de
www.ivb-berlin.de

GCM Go City Media GmbH, Salzstraße 11, 10587 Berlin
Foto: Herr Lindemann, Richardplatz 16 | Neukölln, © Anndi Welland

THE 133 BEST BARS IN BERLIN

DIE PFLICHTLEKTÜRE FÜR DEN KURATIERTEN SCHWIPS

DEU/ENG | 10 Euro

Deutsch + English



ONLINE BESTELLEN:
tip-berlin.de/shop
(versandkostenfrei/free shipping)



Vegane Klassiker aus dem Nahen Osten in der Mensa

Viel Lärm um Soja

Die Milch ist aus Hafer, paniert wird nur Gemüse: Im TU-Hauptgebäude hat vor gut einem Jahr die erste vegane Mensa Berlins eröffnet. Zu Besuch an einem Ort, der polarisiert – und beruhigt

Text: Eva Biringer

Da sind lauter Bäume – und trotzdem kein Wald. Klarer Fall: Fototapete. Statt Vogelgezwitscher ertönt Geschirrgeklapper, und es riecht in diesem Raum so, wie es in Kantinen eben riecht, nur ohne das Bratfett. Topfpflanzen betreiben Photosynthese, die Besucher lassen sich auf Holzbänken und Lederimitathockern nieder. Manche Wände sind in beruhigendem Lila gestrichen, was offenbar nötig ist: Von hinten drängelt sich ein Student älteren Semesters mit den Worten „Darf ich mal durch, meine Güte“ vorbei, dabei ist doch gerade vorlesungsfreie Zeit.

Dafür sind die Mitarbeiter*innen sehr nett. Ernsthaft bemüht versucht eine Frau herauszufinden, was „Yofu“ sein könnte. Wie sich herausstellt, handelt es sich nicht um einen Rechtschreibfehler, sondern um

eine Eigenkreation: Alpro-Sojajoghurt leicht gesalzen.

Unter den 55 Mensen der Stadt Berlin ist die Kantine im Untergeschoss des TU-Hauptgebäudes in der Hardenbergstraße ein exotischer Vogel: Sie ist nämlich komplett vegan. Seit April 2019 kommen hier während des Semesters an die tausend Gäste pro Tag, gerechnet hat man mit 450. Alle, die im Besitz einer Mensacard sind, finden drei täglich wechselnde, komplett tierfreie Gerichte, eines davon „live zubereitet“. Ein großer Schritt für die Berliner Universitäten – und manchen trotzdem nicht radikal genug.

„Wir bekommen viel Feedback per E-Mail und Twitter. Erst kürzlich beschwerte sich jemand, dass er sein Fahrrad nicht in die Mensa mitbringen dürfe.

Auf solche Diskussionen lasse ich mich natürlich nicht ein,“ sagt Jana Judisch. Sie ist Pressesprecherin des Studentenwerks. Zwischen den wahlweise hip (Jeans, 90s-Sneaker, Trenchcoat) oder nachlässig (Jeans, Turnschuhe, übergroßer Pullover) gekleideten Studenten fällt sie mit ihrem grauen Zweiteiler und der Apple-Watch sofort auf, noch dazu ist sie über 1,80 Meter groß. Zehn Jahre ist es her, dass die Freie Universität die vegetarische Mensa „Veggie Nr.1“ eröffnete. 2019 war die Zeit reif für einen Nachfolger, der komplett auf tierische Produkte verzichtet. Wenn man weiß, dass der Name „Veggie 2.0“ das Ergebnis eines Namenswettbewerbs mit 660 Einsendungen ist, findet man ihn nicht mehr ganz so originell, aber schließlich zählt die Message. 14 Prozent der Berliner Studenten ernähren sich vegan. Zum Vergleich: Deutschlandweit sind es 13 Prozent weniger. „Jung, hip, ökologisch motiviert“ nennt die Pressesprecherin jene Studierenden, die mit knapp 80 Prozent den Großteil der Nutzer der „tiefgrünen Mensa“ ausmachen. Immer mal wieder verirrt sich auch ein Fakultätsfremder hierher, in Erwartung eines billigen Mittagessens. „Das führt dann zu Enttäuschung, wir sind ja keine öffentliche Kantine“, sagt Judisch.

Zeit für einen kurzen Rundgang durch ein Areal, das der Autorin aus ihrer eigenen Studenzeit in eher unschöner Erinnerung geblieben ist: die Essensausgabe. Die Kürbis-Chiasamen-Bratlinge wirken überbraten, die Kartoffeln wie nach einem Verkehrsunfall und sowohl auf dem Kichererbsenragout als auch der zum Grießbrei gereichten Heidelbeersauce hat sich eine dicke Schicht gebildet. Es ist allerdings auch schon 15 Uhr. Dafür sieht das Obst – Sternfrucht, Orange, Melone – zwar nicht regional, aber sehr frisch aus, und die Kaffeemaschine lässt auf Barista-Teilkompetenz schließen. Zur Auswahl stehen Hafermilch und die (leider nicht besonders leckere) Alternative von Alpro Soja. Kuhmilchtrinker, verrät ein Schild, mögen bitte auf den Backshop ausweichen.

Vom Tagesspiegel musste sich Judisch den Vorwurf

gefallen lassen, das vegane Konzept schließe Menschen aus. Dass die Entscheidung für etwas immer eine gegen etwas anderes ist, dürfte eigentlich nicht nur der angeblich dauerverwirrten Generation Y klar sein. Außerdem gibt es genug Alternativen, ein Stockwerk darüber zum Beispiel in der Hauptmensa.

In Zeiten, in denen jede Deluxe-Dönerbude mit ihrer Ökobilanz hausieren geht, schaut man bei einer veganen Mensa natürlich ganz genau hin. Ökostrom, Solaranlage, kein Palmfett, statt Plastikstrohhalm gibt es die weiß-rot-gestreiften Alternativen aus Papier, der Kaffee ist „fair trade“, Pappbecher wurden abgeschafft und die Obstsalatplastikschalen erweisen sich als biologisch abbaubar. Aus Kostengründen verzichtet man auf das offizielle Biosiegel und verwendet stattdessen das „Farmer“ genannte Eigenzertifikat. Ausschließlich auf Biolebensmittel zurückzugreifen sei bei dieser Menge schlichtweg nicht möglich, erklärt Judisch. Außerdem müsse berlinbürokratisch öffentlich ausgeschrieben werden, von wem man sich beliefern lässt – bei gleichzeitiger niedriger Preisgestaltung, schließlich zähle in erster Linie die Versorgung der Studierenden. Aber man tue, was man kann.

Für manche ist das nicht genug. Kürzlich forderte das Studierendenparlament, alle Mensen der HU sollen vegan werden. Man muss dazu sagen, dass es schon heute in jeder Mensa mindestens ein veganes Gericht gibt – und für viele der Beilagen kein Tier Milch oder Leben lassen musste. „Bei so viel Radikalität bekomme ich Bauchschmerzen“, gesteht die Pressesprecherin auf dem Sprung zum nächsten Termin. „In erster Linie sind wir Versorger. Wir missionieren nicht. Am Ende entscheiden die Verkaufszahlen.“ Vielleicht sollten einige, die hier knallharte Forderungen stellen, beim Verzehr der Buchweizenpfanne mit Porree, Karotten, Rosinen und Erdnussauce ein bisschen auf die Waldtapete schauen: schön beruhigend.

Mensaessen sieht selten appetitlich aus, aber in der veganen Mensa musste wenigstens keine Tier dafür leiden





Sing dir ein Lied!

Die Konzerthallen der Stadt sind Geisterorte, still wie Ländereien am Ende der Welt. In den Clubs sind die Regler ebenfalls heruntergedreht, nur ein paar Streams von vereinzelt DJ-Sets unterbrechen die Lautlosigkeit. Open-Airs sind auch verklungen – sie werden erst wieder 2021 sonische Eruptionen auslösen, vielleicht sogar noch später.

Doch die Menschen, diese musischen Naturelle, die schon in der Frühgeschichte ihr Heil in Rhythmen, Melodien und hypnotisierenden Klängen gesucht haben, finden Ersatz im Corona-Sommer. Sie musizieren jetzt einfach für sich selbst. Sie trällern, summen, pfeifen, singen sich ein Liedchen. Nicht nur in der Dusche – auch

BEFINDEN



auf dem Fahrrad, beim Einkaufen, im Park. Mit Kopfhörern im Ohr, so dass aus den Improvisationen kleine Karaoke-Partys werden. Oder Freestyle, ganz ohne Anleitung. Man hört diese Solo-Einlagen zurzeit häufiger als das Zwitschern der Amseln.

Bloß die nuscheligen Gesangsspuren bergen Rätsel. Ob es nun Cover von La-

na-del-Rey-Balladen, James-Brown-Hits oder Kunstlieder von Franz Schubert sind - große Fragen für Musikwissenschaftler*innen. Oder aber Material für ein neues Quiz: Errate den Song!

Text: Philipp Wurm

Wer läuft denn da?

Joggen ist längst zu einem Volkssport geworden, auch in Berlin: Wer in den Parks, den Wäldern und an den Gewässern der Hauptstadt unterwegs ist, wird auf die verschiedensten Lauftypen treffen. Der Versuch einer Spezifizierung

Texte: Jochen Overbeck Illustration: Tobias Meyer



Der Asket

Er – oder wahlweise: sie – ist es, zu dem alle aufschauen. Gleichzeitig ist er der, vor dem alle ein bisschen Angst haben, denn eines ist klar: **Der Asket ist besser als der Rest.** Schneller, eleganter im Bewegungsablauf und auch gesünder: Am Asketen hängt kein Gramm Fett, alles ist Sehne und Muskel, eher knapp verpackt in ein Tanktop und kurze Sportlershorts.

Bisweilen erinnert er an ein Exponat aus Gunther von Hagens' „Körperwelten“-Ausstellung. Ganz wichtig: Der Asket grüßt, zumindest seinesgleichen. Es ist ein knappes Nicken, denn Reden ist nicht seine Sache. Die tägliche Trainingsrunde beträgt 22 Kilometer. Manchmal gerät er aber in einen Flow, der ihn bis weit hinter Bernau trägt. Im Vergleich zu den 162 Kilometern beim Ultramarathon auf La Reunion, den er im letzten Sommer als Zweiter beendete, ist das ein Klacks!

Das Modeopfer

Das Modeopfer weiß: Rein theoretisch könnte es zum Asketen werden. Hätte es nur die richtige Gear! **Mit dem Laufen ist es nämlich wie mit dem Saufen, man muss erstmal eine vernünftige Grundlage schaffen.** Zuhause wird dann gesichtet, mit etwas Glück ausgewählt, mit noch mehr Glück losgelaufen. Renn-Tights mit Performancebund, Moisture Transport System und Anti-Odor-Technologie! Ein Top aus einer bei der Mars-Expedition getesteten Carbonfaser! Schuhe, in denen auch das deutsche Leichtathletik-Team trainiert! Und natürlich eine Smart Watch, die alle Informationen direkt in die Cloud überträgt. Zuhause stellt das Modeopfer dann fest, dass es 2,8 Kilometer gelaufen ist und dabei 240 Kalorien verbraucht hat. So wenig? Komisch. Der Lösungsansatz: Schnell mit dem DriveNow zum Elektro-Markt, Sport-Kopfhörer kaufen.

Die traurige Gestalt

Nach acht Jahren auf einem Bürostuhl war der Rücken abends immer ganz schön verspannt. Alle Masse trat eine Reise zum Mittelpunkt des Körpers an und bildete dort eine Wampe. Der Arzt hat gesagt: „Treiben sie doch mal Sport“. Vielleicht war es auch der Partner oder die Partnerin oder ein Elternteil, auf jeden Fall ist der traurigen Gestalt total klar, dass dieser Appell Sinn ergibt.

Zum Glück hat sie ganz hinten im Schrank die entsprechende Bekleidung gefunden. Die Adidas-Jacke, die sie früher bei Virginia-Jetzt!-Konzerten trug, und eine graue Jogging-Hose begleiten die traurige Gestalt jetzt also in den Park, wo sie wie ein alter D-Zug über die Wege schnauft: **laut, brutal, nicht unbedingt elegant, aber durchaus kraftvoll.** Aber: Spätestens, wenn sie das erste Modeopfer überholt hat, merkt sie: Macht ja Spaß!



Die Typologie der Joggertypen ist aus unserem Magazin **Sommer in Berlin**.
Darin findet ihr noch viel mehr zu Sommer, Sonne, Strand und Spaß in Berlin.
<https://shop.tip-berlin.de/21-editionen>

Der Startup-Dude

Der Startup-Dude hat im letzten Jahr echt zu wenig Achtsamkeit bewiesen. Lange Arbeitstage, abends noch ein Bier auf dem Rooftop vom Soho House, im Winter nach Thailand, im Frühling nach Tel Aviv, im Herbst kurz bisschen Consulting für den Freund, der in Brooklyn als CEO bei einer veganen Knödelfirma angefangen hat: Das war too much. Deshalb: Bisschen Kanye West auf die Headphones und einfach mal loslaufen.

Ein Einblick in die Gedankenwelt des Startup-Dudes: „**Work hard, play hard!** Ah, frische Luft, gut. Aus was besteht Luft eigentlich? Könnte man einen Podcast drüber machen. Mal pitchen! Joggen. Ist irgendwas geiler? I doubt it! Mhh, da ist ein Schlagloch, sollte man melden. Gibt es da eine App? Mal pitchen.“ Dann klingelt das iPhone, der Startup-Dude muss nach München, er hat über Nacht ein soziales Netzwerk gekauft.

Der Hundehalter

Mit dem Haufen da hat sein Hasso nichts zu tun. Er habe, so sagt der Hundehalter, immer Beutel dabei, und greift zum Beweis an die Taschen seiner Lauf-Tights. Die hat keine Taschen, ups. Egal. Der Hasso, eine Dänische Dogge, hechelt, der Hundehalter lächelt, singt ein liebes „bis bald“ und läuft weiter, wobei das mit dem Laufen so eine Sache ist.

Denn der Hasso läuft auch, und sein Rhythmus ist ein anderer. Er folgt dem Duft der Artgenossen und Feldhasen. Der Hundehalter muss sein Tempo auf das vom Hasso abstimmen. Mal steht er vier Minuten vor einem Erdloch. Und dann muss er schneller rennen als Usain Bolt, weil Hasso eines der Schafe reißen will, die im Sommer auf der Schlosswiese grasen. Vielleicht, so denkt der Hundehalter nach jeder Laufeinheit, kaufe ich mir, wenn der Hasso nicht mehr ist, wieder eine Katze.

Der Rentner

Rentner sind ein Fremdkörper in dieser Liste, denn nicht immer joggen sie. Oft walken sie, gerne im Rudel. Wir wollen aber nicht übermäßig streng sein, denn mit ihrer Rotwangigkeit, ihrem Elan und dem freundlichen Geplauder – da sind sie das Gegenteil vom Asketen – erweisen sie sich als Gewinn für jedes Laufgebiet.

Flott ziehen sie ihre Runden durch den Park, den traurigen Gestalten und dem Start-Up-Dude nicken sie aufmunternd zu. Hasso bringen sie mit einem kurzen Pfiff zur Reason, und wenn ein großer Vogel am Wegesrand steht, wissen sie ihn immer zu benennen. Oft sehen sie aus wie das Paar aus der „Doppelherz“-Werbung, manchmal auch wie Rosi Mittermaier und Christian Neureuther. Schwarmartig verlassen alle Rentner gegen 17 Uhr die Szenerie – die Enkelkinder kommen zum Abendessen, es gibt Geschnetzelt.

Das neue Laissez- Faire

**Früher verriet Mode,
wer man war:
Punk oder Popper,
Technohead, Hippie
oder ganz normal.
Heute bedeutet sie
nichts mehr. Warum?**

Text: Philipp Wurm



Vielleicht muss man den Bedeutungsverlust der Mode an einem hässlichen Stiefel festmachen, einstmals vernäht aus Überresten der Wehrmacht. Aus Gummi, das in den Gerätschaften der Luftwaffe verarbeitet war, aus Leder, das die Hosen von Offizieren formte, aus Epauletten, die auf den Schulterpartien von Uniformen hafteten.

In der Improvisationswirtschaft nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte der deutsche Arzt Klaus Märten dieses Recycling-Produkt gemeinsam mit einem Geschäftspartner entwickelt. In München eröffnete das Unternehmerpaar 1952 eine Fabrik, wo ihre Erfindung schließlich industriell angefertigt wurde. Als Doc Marten's machte der Schuh später Karriere.

Eine britische Traditionsfirma, mächtig im Segment der Fußbekleidung, erwarb die Patentrechte an den Galoschen; weil das Modell, als Gesundheitsschuh vermarktet, so abseitig und eigentümlich war, wurde es in den folgenden Jahrzehnten zum Kultobjekt westlicher Jugendkulturen. Ein Erkennungsmerkmal, das wie kein anderes Accessoire die Zugehörigkeit zu einzelnen Szenen verkörperte.

Sid Vicious, der Bassist der Sex Pistols, trug diese Schuhe, ebenso andere Punks, später banden sich Skins die Boots um, darunter waren auch rechtsradikalen Vollidioten, weshalb Docs bis heute leider unter Neonazis populär sind. Letztere tragen sie oft mit weißen Schnürsenkeln. Auch gesehen wurde das Objekt an den Extremitäten von Grungerockern und SM-Aktivist*innen. Immer war dieser Stiefel ein Kleidungsstück von Gegenkulturen, emanzipatorischer Strömungen, aber eben auch menschenfeindlicher Gruppen.

Exakt dieser vieldeutige Treter ist heute so Mainstream wie ein weißes T-Shirt, die Lidl-Tüte oder Erdbeer-Eis. Ein Normcore-Artikel, der von Leuten aus der ganzen Gesellschaft getragen wird. Junge Neuköllnerinnen, die sonst in Douglas-Filialen um den ersten Platz im Katy-Perry-Lookalike-Contest wetteifern, tragen ihn. Raver*innen und Normalos ebenso. Genauso ältere Menschen, die auf der Straße leben, gekleidet in Styles, denen in Hochglanz-Ma-

gazines nicht unbedingt eine glitzernde Fotostrecke gewidmet würde.

Doc Marten's symbolisieren dabei einen Trend. Mode verweist immer seltener auf die Identitäten ihrer Träger*innen; ihre Funktion als sozialer Steckbrief, gehüllt in Stoffe und Ornamente, verblasst. Vor allem unter Youngstern.

Früher konnte man an Klamotten einiges ablesen. Es gab die schwarzen Rollkragenpullis, die Philosophie-Studierende in den späten 50ern trugen, während sie in Pariser Jazzkellern existenzialistische Vibes verströmten. Die Batik-Hemden, die Schlaghosen, die Blumenkränze der Hippies. Die Turnschuhe,

die breiten Hosen, die schlackernden Hemden der Skater. Selbst in den 90ern markierten Outfits noch Subkulturen. Etwa in der Techno-Bewegung, deren Maschinenmusik knapp verhüllte, manchmal nackte Oberkörper zu 120 beats per minutes zucken ließen: Motorik als modischer Auftritt.

Heute ist dieses Zeichensystem brüchig

geworden. Die Klamotten und Accessoires, deren Codes nicht mehr gelten, sind so vielfältig wie die Warenlager in den Logistik-Zentren der Online-Versandhändler. Die Bomberjacke, einst Oberteil aus den Kleiderschränken der Arbeiterklasse, wird heute auch gern von Professorentöchtern getragen. Tattoos, ebenfalls ein proletarisches Symbol, dessen Träger einstmals working class heroes in den Hallräumen des britischen Heavy Metals waren, Lemmy Kilmister etwa und Ozzy Osbourne, sind heute Hautgemälde von Stadtbürgern, die sich abends zu Rotwein und Risotto treffen. Ganz zu schweigen von verwaschenen Pink-Floyd-T-Shirts, die Hipster mögen. Sie deuten nicht unbedingt darauf hin, dass zu Hause das „Ummagamma“-Album in heavy rotation läuft.

Wer dieses Phänomen verstehen will, findet eine Erklärung in einem zeitgenössischen Schlüsselwerk, nämlich im 480-Seiten-Kompendium „Gesellschaft der Singularitäten“ des Kultursoziologen Andreas Reckwitz. Darin beschreibt der Wissenschaftler, was die Menschen von heute, darunter auch die jungen Menschen aus den Mittelschichten, antreibt – ihre Lebensentwürfe, ihre habituellen Muster.

Angezogen wird alles, was einen Wow-Effekt erzielt



Als Punks noch Punks waren: Remineszenz an eine Subkultur

Foto: imago images / mm images / Neudert

Seine These: In ihrem Alltag geht es um größtmögliche „Sichtbarkeit“. Auf Dresscodes heruntergebrochen: Angezogen wird alles, was einen Wow-Effekt erzielt. Die Mode wird dabei Mittel zum Zweck in einer Gegenwart, die von Social Media geprägt ist, vom Willen zur Selbstoptimierung und mannigfaltigen Möglichkeiten in den Tempeln des Konsums.

Früher ging es natürlich auch darum, Aufsehen zu erregen. Der Wandel besteht in der Bedeutungslosigkeit der Garderoben. Die optische Erscheinung ist nicht mehr Spiegel einer Jugendkultur, kein Ebenbild dafür, ob jemand Punk oder Rap-Fan, Techno-Jünger*in oder Metalhead, Schachspieler*in oder Waldschrat ist. Stattdessen ist alles ein großes Verkleidungsfest.

Im Maskenspiel auf den Trottoirs und Terrassen würde dieses Ideal bedeuten: Mode wird zur Performance. Präsentiert wie Bildergalerien auf Instagram-Accounts, diesen Panoramen, auf denen Gipfelfotos aus dem Lanzarote-Urlaub, ausgeleuchtet von magischen Filtern, mitreißender sind als die karstige Realität.

In der Kleiderwahl wird die eigene Persönlichkeit ebenso überzeichnet, manchmal sogar zur Behauptung, zur Fiktion. Der Typ auf der Weserstraße, der sich anzieht wie David Foster Wallace, mit Brille, Tennishemd und Bandanas, arbeitet in Wirklichkeit im Back Office von Zalando. Zugegebenermaßen ein erfundenes Beispiel.

Die Kleiderkisten für die Kostümierungen finden sich im Fundus einer unerschöpflichen Vintage-Kultur – in Berlin etwa zu Kaufoptionen geworden auf den Ständen der Flohmärkte, am Maybachufer oder auf dem Boxhagener Platz, auf Online-Portalen wie Etsy und Kleiderkreisel.

Dass Kleider keine Chiffren mehr für persönliche Weltbilder sind, ist außerdem die Folge eines Büro-Alltags, wo Konventionen abgestreift werden, selbst in konservativen Kreisen. An den ständigen „Casual Fridays“ dürfen sich Unternehmensberaterinnen, Banker und Young Professionals aus der Jurisprudenz locker machen und in Espadrillos zu Meetings latschen.

Die optische Erscheinung ist nicht mehr Spiegel einer Jugendkultur





Auf den Flohmärkten der Großstädte findet man Vintage-Kleidung en masse



Die Hijab ist ein Kleidungsstück, das besorgte Bürger verwirrt. Denn sie provoziert

Aber was bringt diese Flexibilität? Sind Textilien nur noch Fetzen und Fummel in einer neoliberalen Reality-Show? Oder bringen die chamäleonhaften Verwandlungen einen spielerischen Umgang mit Rollen und Klischees hervor, der von der Last gesellschaftlicher Umstände befreit?

Ein kulturpessimistischer Abgesang wäre jedenfalls eine fade Leier.

Die neue Freiheit an den Kleiderbügeln kann auch subversiv sein. Ein Beispiel dafür ist das große Symbol an der Schwelle des neuen Jahrtausends: das Kopftuch, das letztlich auch Accessoire einer Jugendkultur sein kann – einer migrantischen Lebenswirklichkeit im Wedding, in Nord-Neukölln, in der Gropiusstadt. Oder etwa doch nicht?

Unter besorgten Bürgern und einigen Feministinnen rufen Hijabs einige Ängste hervor. Alice Schwarzer und AfD-Politiker sehen darin Beweismittel. Deren Anklage: Die Tücher stehen für die Unterdrückung von Frauen. Nike, eine der bedeutsamsten Sportmarken der Welt, hat dagegen längst eine Modelinie entwickelt – und damit die traditionelle Kopfbedeckung zum letzten Schrei in der Welt junger, lässiger Influencerinnen gemacht. Die Zielgruppe der angesagten Textilien bilden junge Fashionistas, die in Saudi-Arabien, Bahrain und den Vereinigten Arabischen Emiraten leben. Oder eben auch in Marseille, Stockholm und Berlin – und deren Eltern oder Großeltern vielleicht einmal aus dem Maghreb, der Türkei oder der arabischen Halbinsel eingewandert sind.

Dass unter Kopftuchträgerinnen auch Frauen sind, die leiden, nämlich unter den Folgen missinterpretierter Koranverse, Chauvinismus und einem engen Lebensradius: sehr wahrscheinlich. Alles andere wäre verklärender Kitsch. Die Kopftücher bedecken aber auch die Häupter von Frauen, die weitaus selbstbestimmter sind als in den Ressentiments der Mehrheitsgesellschaft. Und deren Kleider nicht immer verstummung unter dem Einfluss religiöser Episteln spiegeln. Sie sind vor allem die Fans dieser Modest Fashion, die Konzerne wie Nike zur Couture machen.

Die Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken, Autorin von Büchern wie „Angezogen – Das Geheim-

nis der Mode, schreibt in der „Zeit“ über den Modest-Fashion-Trend: „Eine Frau, die sich in einen modischen Schleier hüllt, bekennt Farbe: Sie outet sich in einer oft islamophoben Gesellschaft als Muslima.“ Sie kämpfe „um das Recht, sich in der öffentlichen Sphäre bedecken, verhüllen zu dürfen“. Das Kopftuch wird dabei zum Artefakt in einer Ikonografie der Rebellion, nebst Hüftschwüngen und Pilzfrisuren, Irokesen, androgynen Looks und queeren Zungenküssen.

Es steht unter den Vorzeichen eines modischen Crossovers in einer multikulturellen Gesellschaft. Denn in einer Stadt wie Berlin, in deren Shisha-Cafés,

Restaurants und anderen Ausgeh-Treffs, wird das Kopftuch nicht selten um Insignien eines westlichen Lifestyles ergänzt. Darunter übrigens auch Doc Marten's, diese Stiefel, die alles und nichts zugleich bedeuten. Man könnte auch sagen: Die Kopftuchträgerin ist heute der größte Bürgerschreck. Zumal in Ländern, wo Parteien wie

die AfD in den Parlamenten sitzen und Brandstifter wie Thilo Sarrazin immer noch Bestseller schreiben. Dort verwirrt und provoziert das Utensil.

Warum aber taugen Kleidungsstücke nicht mehr als Embleme für musikalischen Szenen und Subkulturen?

Ein Bruch, der damit zu tun haben könnte, dass Musik heute, im Zeitalter von Spotify, als großes, ineinanderfließendes Klangarchiv wahrgenommen wird. Dabei verwischen die Arrondierungen – auch in der Hauptstadt. So dass auch nicht mehr jene Abgrenzungsrituale eine Rolle spielen, die früher einmal typisch waren: Mod vs. Rocker, Popper vs. Punk, Eastcoast vs. Westcoast.

„Wer die Mode zu lesen versteht“, hat der Philosoph Walter Benjamin einmal gesagt, „kann lesen, was kommt.“ Berlin, die Stadt der Early Adopter, ist der passende Ort für diesen Blick in die Zukunft.

Das Kopftuch wird dabei zum Artefakt in einer Ikonografie der Rebellion

FREI

A silhouette of a woman in profile, facing right, holding a glass of red wine. The background is a warm, orange-hued sunset or sunrise sky. The word 'FREI' is written in large, bold, yellow capital letters across the top of the image.

Das Leben ohne Clubs feiern

Stadtmenschen – außer die reichen mit Dachterrasse oder Garten – gehören zu den Verlierer*innen der Corona-Krise. Besonders hart hat es unter anderem Studierende getroffen. Viele von uns haben ihre Jobs verloren, gleichzeitig sollten sie auf einmal in einer Woche gefühlt 20 Texte lesen und Fragen dazu beantworten. Obendrauf schien auch noch all das, weswegen die meisten von uns nach Berlin gezogen oder nach der Schule hier geblieben waren, zwischendurch unerreich-

bar. Und das pünktlich zum Frühling. Wir konnten im April weder draußen vor einem Restaurant sitzen und Sommerrollen essen, noch die Open-Air-Saison in unseren Lieblingsclubs einläuten. Stattdessen saßen viele von uns in stickigen engen Wohnungen fest, zusammen mit unseren Hausarbeiten und schlechtem Internet – ohne die gemütlichen Gartenstühle, aus denen heraus uns viele Professor*innen vermutlich Arbeitsaufträge erteilten. Doch zumindest gibt es ein etwas



Hoffnung. Restaurants und Kneipen bieten wieder Essen und Trinken an, selbst einige Clubs haben wieder als Bier- (oder Sektgärten) geöffnet. Eine Clubnacht kann ein Biergarten aber nicht ersetzen. Deswegen ist es manchmal besser, gar nicht erst an den Ort der Sehnsucht zurückzukehren und etwas ganz anderes zu machen: Radfahren zum

Beispiel, verlassenere Orte entdecken oder mit den Geschmacksnerven in ferne Länder reisen. Nach Kambodscha etwa oder Uruguay. Oder ihr guckt euch einen perfekten Berliner Sonnenuntergang mit einem Glas Wein in der Hand an. Wie die beiden auf dem Bild an der Modersohnbrücke.

Xenia Balzereit

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/sonnenuntergang-in-berlin-12-orte-mit-toller-aussicht-fuer-den-abend/



Zuerst hatte Rajesh Lama einen Stand auf Streetfoodmärkten. Jetzt serviert er nepalesische Gerichte in seinem Restaurant Holy Everest.

Für weltläufige Foodies: Die besten Restaurants

Kreolische Küche im Madinina

Endlose Sandstrände, pralle Sonne – die karibische Insel Martinique ist so ein ultimativer Sehnsuchtsort. In der Sprache ihrer Ureinwohner ist ihr Name Madinina, was so viel wie „Insel der Blumen“ heißt. Ganz so blumig ist die Warschauer Straße zwar nicht, aber sie ist der wohl kürzeste Weg in das französische Überseedepartment, denn hier ist schon seit sieben Jahren das kreolische Restaurant Madinina zuhause. Auf der Karte: karibische Currys, toller gegrillter Fisch und natürlich Rumspezialitäten aus Martinique.

Warschauer Straße 12, Friedrichshain, Di–So 17–22 Uhr

Kambodschanisch im Angkor Wat

Ein Stopp bei den berühmten Ruinen von Angkor Wat gehört für Rucksackreisende in Südostasien einfach dazu. Ganz so mystisch ist es in Moabit nicht, dafür kommt man da auch ohne zusätzliche Impfungen hin. Unweit von Bellevue ist hier nämlich schon seit Jahrzehnten das Restaurant Angkor Wat zuhause und serviert Köstlichkeiten wie Bananenblütensalat, gedämpften Fisch und kambodschanischen Feuertopf.

Paulstraße 22, Moabit, Di–Fr 18–22 Uhr, Sa&So 12–22 Uhr

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/aussergewöhnliche-restaurants-in-berlin-chile-norwegen-kambodscha-eritrea/

Nepalesisch im Holy Everest

Vom Himalaya hat es Rajesh Lama in den Prenzlauer Berg verschlagen: Er arbeitete als Sherpa auf dem sogenannten Dach der Welt. Bis ihn die Liebe nach Berlin brachte. Die nepalesisch-tibetanischen Teigtaschen Momos sind ein Traum. Die gibt es hier übrigens sowohl vegetarisch-vegan, als auch mit Lamm oder Wasserbüffel Fleisch (!) gefüllt. Unbedingt mit nepalesischem Milchtee herunterspülen!

Gleimstraße 54, Prenzlauer Berg, Di, Do–So 12–22 Uhr, Mi 9–22 Uhr

Essen im Jemenitischen Restaurant

Die Küche des Jemen ist vielen unbekannt, dabei unbedingt einen Versuch wert! Falafel und Co. sucht man vergeblich, die Küche ist eher von indischen und ottomanischen Einflüssen geprägt. Übersetzt auf den Teller heißt das: Schmor- und Grillgerichte dominieren, dazu tolle Teiggerichte wie die köstlichen Käse-Teigtaschen und das strudelige Ratib-Brot. Das gibt es hier so selten, da reicht als Name einfach: Jemenitisches Restaurant.

Karl-Marx-Straße 172, Neukölln, Tel. 98 39 35 79, tgl. 11–22 Uhr

Texte: Aida Baghernejad



Das Spaßbad Blub war überregional beliebt. Der verlassene Ort in Britz soll ab 2021 neu bebaut werden.

Für Entdecker: **Lost Places**

Das Kinderkrankenhaus Weißensee

In der DDR nutzte man das Gebäude als Kinderkrankenhaus. Seit 1997 steht es leer. Der Bezirk hat viele Ideen für die Nutzung. Beispielsweise könnten auf dem Areal Wohnungen entstehen, zurzeit tut sich auf dem Gelände der Klinik noch nichts. Das Betreten des Grundstücks ist verboten. Das hält aber viele Menschen, zum Beispiel Graffiti-Gangs, nicht davon ab, sich auf dem Gelände kreativ auszutoben.

Das ehemalige Institut für Anatomie der FU Berlin

Im früheren Institut für Anatomie der FU Berlin wird nicht mehr studiert. Der heruntergekommene Hörsaal versprüht heute ein gespenstisches Flair. Eröffnet wurde das Gebäude als anatomisches Institut im Jahr 1949. Seit 2005 herrscht hier kein Betrieb mehr. Damals fusionierte die FU mit den medizinischen Instituten der Humboldt-Universität zur „Charité – Universitätsmedizin Berlin“. Und der Campus wurde nach Mitte verlagert. In dem Gebäude befinden sich neben dem Hörsaal noch Laboratorien, Büros, Seziertische und Kühlkammern. 2008 kaufte Aldi

das Gelände. Der Plan, auf dem Areal einen Discounter-Markt zu errichten, wurde jedoch vom Oberverwaltungsgericht blockiert. Zurzeit herrscht also Stille im anatomischen Institut. Was aus dem Gebäude wird, bleibt abzuwarten. Offiziell ist das Betreten des Geländes verboten.

Das ehemalige Freizeitbad Blub

Verlassene Orte in Berlin gibt es einige, aber kaum einer wurde von Berliner*innen und Kreativen aus aller Welt, die den Zauber verlassener Orte zu schätzen wissen, so geliebt wie das ehemalige Spaßbad Blub. 2005 musste das beliebte Freizeitbad wegen großer Hygiene-Mängel schließen. Der Münchner Investor, der das Grundstück 2012 erwarb, lässt es seither verfallen. Sein Plan, auf dem Gelände teure Stadtwohnungen zu errichten, wurde von der Berliner Regierung 2016 blockiert. In den Bebauungsplan müssen nun 18 Prozent Sozialwohnungen integriert werden. Kürzlich wurde die Situation neu diskutiert. Es könnte sein, dass 2021 endlich mit der Bebauung des ehemaligen Spaßbads begonnen wird.

Texte: Rosanna Steppat

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/verlassene-orte-in-berlin-lost-places-erzaehlen-geschichte



Von der Monkey Bar aus hat man einen tollen Blick auf die City West und über den Zoo

Für Sonnenanbeter: Die besten Dachterrassen

Monkey Bar

Von einer hölzernen Tribüne hinter der Bar im zehnten Stock des 25 Hours Hotels schaut man durch große Glasfenster mitten in das weite Grün des Zoologischen Gartens. Die Schimpansen unten im Gehege kann man nur erahnen, aber in der Bar selbst ist auch so der Affe los. Der Lautstärkepegel ist auf Großstadtdschungelniveau. Der Ausblick auf die schicke, sachliche 1950er-Jahre-Architektur des langgezogenen Bikini-Hauses ist wunderbar. Das Innere sieht aus, als hätte man eine ganze Horde junger Indoor-Designer auf den Raum losgelassen. Palmen, Pflanzengehänge, Felle, Südsee-Schnickschnack kontrastieren hier mit taffem Industrie-Ambiente. Alles ein bisschen Meat-Packers-District-Style.

Budapester Straße 40, Charlottenburg, Mo-So 12-23 Uhr

Das Dach von Galeria Karstadt

Vorbei an Parfumschiffen und Sonderposten, Spielzeug und Käsereiben führt der Weg zu einer kleinen Oase, deren Reiz sich vielleicht nicht auf den ersten Blick erschließt: die Dachterrasse der Karstadt-Filiale am Hermannplatz. Im Jahr 1929, als das Kaufhaus er-

öffnet wurde, galt die Aussichtsplattform als kleine Sensation, die sogar von einer hauseigenen Band bespielt wurde. Vom einstigen Glamour zeugt heute auf der spärlich bepflanzten Dachterrasse mit ihren Aluminiumtischen zwar wenig; ein schönes Versteck vor der im Kiez allgegenwärtigen Szene-Coolness ist sie allemal.

Hermannplatz 5-10, Neukölln, Mo-Sa 10-20 Uhr

Die Thermen am Europa-Center

Das 350 Quadratmeter große Thermal-Sole-Schwimmbecken bietet viel Platz, auf der 500 Quadratmeter großen begrünten Dachterrasse lässt es sich wunderbar in der Sonnenliege lesen und bräunen. Nach Saunagängen und Dampfbädern kühlt man an der frischen Luft im Grünen ab und taucht dann in einen Riesenbottich mit Blick über den Ku'damm ein. Bis spät am Abend kann man im Außenpool unter dem Himmel seine Bahnen ziehen.

Nürnberger Straße 7, Charlottenburg, Mo-Sa 10-24 Uhr,

So+feiertags 10-21 Uhr, wegen der Corona-Pandemie

aktuell geschlossen

Texte: tip-Redaktion

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/die-daecher-ueber-berlin/



Der Groß Glienicker See liegt teils im Spandauer Ortsteil Kladow – früher war da Grenzgebiet

Berlins Beste Orte **Badeseen**

Groß Glienicker See

Der See liegt in einer Seenkette mit dem Sacrower See und dem Heiligen See, der zu Potsdam gehört. Sie alle befüllen eine Rinne – das Gelände formte sich hier in der Eiszeit. Von Norden bis Süden ist er fast zwei Kilometer lang, breit wird er bis zu 530 Meter. Die Wasserqualität ist hervorragend. Es gibt gleich zwei offizielle Badestellen. Da wäre zum einen das Moorloch mit Liegewiese und saisonal besetzter DLRG-Station. Im Nordosten an der „Pferdekoppel“ ist auch ein Strand. Wer sucht, der findet – es gibt auch viele kleine Areale, die nicht so befüllt sind, an denen man sich ganz entspannt sonnen kann.

Jungferensee in Wannsee

Hier ist es herrlich idyllisch, auch für Nichtschwimmer lohnt sich der Besuch. So richtig gut in die Fluten stürzen kann man sich aber auch – an zwei Badestellen zum Beispiel. Unweit der Glienicker Brücke wäre die erste Möglichkeit, nahe dem Schloss Cecilienhof die zweite – Liegewiesen inklusive. Weniger geeignet ist die Nordseite – ein Naturschutzgebiet hält euch vom Wasser fern. Dass Friedrich Wilhelm I. am Jung-

ferensee einen Sommerresidenz bezog, spricht für die schöne Landschaft. Er ist aber nicht Berlin-exklusiv, tatsächlich befindet sich sogar der größte Teil in Potsdam. Das kleine Stückchen im Ortsteil Wannsee ist aber Hauptstadtgebiet.

Langer See Treptow-Köpenick

Wer den See mit ausgezeichneter Wasserqualität für lau genießen will, kann sich im Badebereich Barmmelecke am Südufer in die Fluten stürzen. Nicht wundern: Weil es viele Algen gibt, lässt der See nicht sonderlich tief blicken. Die Gewächse sind aber nicht schädlicher Natur für den Menschen. Der See grenzt an die Gebiete Grünau und Müggelheim, es gibt kleine Inseln und diverse Segelclubs. Den Namen hat sich der Lange See dabei auch wirklich verdient, er ist immerhin etwa elf Kilometer lang und als „Rinnensee“ von der Dahme durchflossen.

Texte: Sebastian Scherer

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/badeseen-in-berlin-hier-schwimmt-und-sonnenbadet-ihr-umsonst-inklusive-geheimtipps/



Sonne auf der Nase und Kaffeeduft in der Nase: An schönen Tagen ist das Zazza Kaffeehaus gut besucht

Berlins Beste Orte **Cafés mit Sonne**

annelies

Lust auf Hipster-Brunch mit Sauerteig-Toast, Buttermilch-Pancakes und Overnight Oats? Und während man sich die Sonne ins Gesicht scheinen lässt, kann man im annelies auch mit einem Bloody Mary auf den Kater anstoßen. Wenn die Temperatur über 15 Grad steigt, bietet sich danach noch ein Nickerchen auf der Wiese im Görlki an.

Görlitzer Straße 68, Kreuzberg, Do-Mo 10-17 Uhr

Zazza Kaffeehaus

Im gemütlichen Zazza Kaffeehaus in der Schönleinstraße, gibt es sehr guten Kaffee, leckeren Kuchen und auch ein kleines Frühstücksangebot. Nach entspannter Kreuzberger Manier kann man hier an sonnigen Tagen auf Vintage-Sesseln und in gemütlichen Korbstühlen herumlümmeln. Das Gefühl von Sonne auf der Nase und der Geruch frisch gerösteter Espresso-Bohnen in der Nase: das ist eine echt geniale Kombination.

Schönleinstraße 7b, Neukölln, Mo-Fr 9.30-18 Uhr

Restaurant Schoenbrunn

Einer der wohl schönsten Orte Berlins, um die ersten Sonnenstrahlen zu erhaschen: Das Restaurant Schoenbrunn befindet sich mitten im Volkspark Friedrichshain. Auf der Außenterrasse finden rund 80 Personen Platz. Wer am Wochenende zwischen 10 und 14 Uhr das Frühstück genießen will, reserviert am besten. Im großen Biergarten findet sich aber immer ein Plätzchen zum Draußensitzen und Entspannen. Am Schwanenteich im Volkspark Friedrichshain, Friedrichshain, tgl. 12-21 Uhr

Café Sveda

Unweit des schönen Mauerparks liegt das Café Sveda in einer gemütlichen Seitenstraße. In den Magen kommen hier leckere Frühstücksplatten, also das, was darauf liegt, Pancakes und hausgemachter Kuchen. Mittags und abends gibt es auch warme Gerichte. Bei Sonnenschein ist der gemütliche Außenbereich rapelvoll. Sehr großes Lieblingscafé-Potential!

Schwedter Str. 79, Prenzlauer Berg, tgl. 10-22 Uhr

Texte: Rosanna Steppat

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/cafes-zum-draussensitzen-fuer-fruehling-und-sommer-berlin/



Das Tenzan Lab ist bekannt für ungewöhnliche Eissorten

Berlins Beste Orte **Eisdielen**

Caramello

Das Caramello macht sein Eis zu 100 Prozent aus Bio-Zutaten. Besonders rahmhaltige Milch aus Brandenburg oder Pistazien direkt aus Sizilien – hier werden Zutaten verarbeitet, die auch Sterneköche in ihren Küchen verwenden. Ebenfalls willkommen sind Veganer, die sich über ein reichhaltiges Angebot freuen dürfen.

Wühlischstr. 31, Friedrichshain, tgl. 12-18 Uhr

Die kleine Eiszeit

Die kleine Eisdielen ist schon lange eine Institution im Berliner Sommer und lockt noch immer viele Genießer in die Stargarder Straße. Nach wie vor stehen die Klassiker unter den Sorten hoch im Kurs, da müssen sich Neuankömmlinge wie Weiße Schokolade/Pistazie schon anstrengen, um in die Waffel zu kommen.

Stargarder Str. 7, Prenzlauer Berg, tgl. 12-20 Uhr

Eisderix

„Manchmal reicht auch einfach ein verdammt gutes Schokoladeneis“ ist das Motto der drei Freunde, die seit 2017 die kleine Eisdielen Eisderix betreiben. Übr-

gens benannt nach ihrem Zuhause Rixdorf. Hier gibt es das vielleicht beste Mangosorbet Berlins.

Böhmische Str. 48, Neukölln, tgl. 13-22 Uhr

Tenzan Lab

Eine Eisdielen in Berlin, bei der es Kakigōri gibt – also, japanisches Wassereis, geschabt aus langsamst gefrorenen, glasklaren Eisblöcken, welche die Kakigōri-Meister im Tenzan Lab vor den Augen der Gäste mit türkisfarbenen Handkurbelmaschinen zu ultrafluffigen Schneeflocken rasieren. Einsteigern machen es Sorten wie Himbeer, Tiramisu oder Ananas leicht.

Wörther Str. 22, Prenzlauer Berg, Mi-So 12-19 Uhr

Eisbox

Das Angebot der meisten Sorbets mit Früchten richtet sich nach der Jahreszeit. Aber Schokoladen- und Espressosorbet gibt es ohne saisonale Einschränkungen. Alle Eissorten werden selbst produziert und haben Bio-Qualität.

Elberfelder Str. 27, Tiergarten, tgl. 14-19 Uhr

Texte: tip-Redaktion

Noch weitere Orte unter:

www.tip-berlin.de/eisdielen-berlin-beste-gutes-eis-essen-gelateria-sommer/



Was mich beschäftigt: Autos vor meiner Wohnung

Ich ziehe bald an die Seestraße. Die Straße ist vierspurig, manchmal sogar sechsspurig. Tag für Tag schieben sich auf dieser Hauptverkehrsstraße Tausende von Autos in die Stadt herein und aus ihr heraus, manchmal auch nur von Reinickendorf nach Prenzlauer Berg und zurück. Die Spurrillen werden tiefer und meine Aggression gegenüber den Fahrern der Blechkutschen wächst. So sehr, dass ich fordere: Werft die Autos aus der Stadt!

Autos bringen ausschließlich denen Vorteile, die sie nutzen. Alle anderen werden benachteiligt. Es fängt an mit dem Platz, den die Autos einnehmen. Es gibt kaum eine Straße in Berlin, in der sie sich nicht an die Straßenränder drängen, unansehnlich wie angespülter Müll am Strand. Parken nennt man das. Die Autofahrer*innen benutzen ihr Vehikel in diesem Zeitraum gar nicht, halten es aber bereit für den Moment, wenn sie es brauchen. Durchschnittlich steht ein Auto mehr als 90 Prozent der Zeit im öffentlichen Raum oder auf privaten Flächen rum – in Stunden gerechnet sind das 22 Stunden am Tag. Besitzer*innen von Privatautos erinnern mich an die Passagiere in Bussen, die aus Bequemlichkeit ihren Rucksack auf den Platz neben sich stellen. Nach dem Motto: „Hier sitzt mein Rucksack.“ Die ganz Dreisten weigern sich, den Platz freizugeben. So ähnlich ist das mit Autos. Die privaten Fahrzeuge von Wenigen verbrauchen Platz, der allen zugute kommen könnte. Zum Beispiel, indem man Bäume pflanzt, die die Luft verbessern, oder dort Bänke baut, auf denen alle Bürger sitzen können. Sportgeräte für alle wären auch nicht schlecht. Stattdessen stehen dort Autos. Darüber freuen sich nur die, die sich ein Auto leisten können und nicht im Regen zur nächsten U-Bahn-Station laufen müssen.

Klar, es gibt Autos, auf die man (noch) nicht verzichten kann. Lieferwagen zum Beispiel, Krankenwagen, Taxis. Fahrzeuge für Behinderte und solche von Handwerkern. Aber um die geht es nicht. Es geht um Autofahrer, die allein in ihrem Privatwagen sitzen. Die nicht unbedingt aufs Auto angewiesen sind und deren Fahrt keinen gesellschaftlichen Mehrwert hat.

Wenn Autoliebhaber zur Arbeit fahren, speien ihre vierrädrigen Freunde giftige Dämpfe aus, die die umweltbewussteren oder schlicht ärmeren Verkehrsteilnehmer einatmen. Wie an der Seestraße. Dort liegt die Stickoxid-Belastung mit 54 Mikrogramm pro Kubikmeter über dem gesetzlich erlaubten Grenzwert von 40 Mikrogramm pro Kubikmeter. Die Verursacher der schlechten Luft sind zum größten Teil Autofahrer. Ich selbst fahre nie Auto. Trotzdem muss ich ihre Abgase einatmen. In meiner neuen Wohnung, zu Fuß auf dem Weg zum Späti, auf dem Fahrrad, wenn ich zur Arbeit fahre. Die schmutzige Luft gefährdet meine Gesundheit. Und das, weil viele Menschen zu faul sind, um der Umwelt und allen Menschen zuliebe das Fahrrad oder die öffentlichen Verkehrsmittel zu nehmen. Studien haben ergeben, dass vor allem sozialschwache Menschen an Straßen mit hoher Abgasbelastung leben. Sie leiden überproportional unter der Bequemlichkeit der Bessergestellten, die auf ihre Privilegien bestehen, ohne sich um die gesundheitlichen Konsequenzen für ihre Mitmenschen zu scheren.

Das ist asozial. Sozial wäre, Autofahrer*innen für den verursachten Schaden und die Minderung der Lebensqualität in Berlin zur Kasse zu bitten. Aber noch besser für alle wäre es, Privatautos aus der Stadt zu verbannen.

Text: Xenia Balzereit

Impressum

tip Berlin / ZITTY
Campus Berlin
Sommersemester 2020

HERAUSGEBER
GCM Go City Media GmbH,
Salzufer 11, 10587 Berlin
Tel. 030-2332 69 600

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Robert Rischke

REDAKTION
Stefanie Dörre (v.i.S.d.P.),
Xenia Balzereit (Projektleitung),
Julia Lorenz, Philipp Wurm

LAYOUT
Oliver Mezger (AD)

FOTOREDAKTION
Dorit Loock

CHEF VOM DIENST
Natalie Moritz

ANZEIGENLEITUNG
Robert Rischke

ANZEIGEN
Iris Karlinski, Sibylle Reinhardt,
Christian Reither,
Michelle Thiede (Ltg.),
Tel. 030-2332 69 610

ANZEIGENDISPOSITION
Bianca Haas (Ltg.), Heike Korge,
Peter Redetzki, Sigune Sachweh

Anzeigen überregional
Metropolen Connection
Robert Dunst, Juliane Naßhan-Kunert
(Ltg.),
Tel. 030-2332 69 674

VERTRIEB
digital als epaper über Fachschaften
der Charité, der FU, der UdK, Uni Potsdam,
Ernst-Busch-Schauspielschule,
Kunsthochschule Weissenhof, der HU,
der TU, Filmuniversität Babelsberg
Konrad Wolf, Psychologische Hochschule
Berlin, Studentenwerk Potsdam,
Europäische Sportakademie
Land Brandenburg gGmbH, Der European
School of Management and
Technology und der BBW Hochschule
– University of Applied Sciences.

www.tip-berlin.de

tipBerlin Studentenabo

AUCH FÜR
SCHÜLER UND
AZUBIS!



Deine Vorteile

Geschenkt Eine attraktive Prämie¹ deiner Wahl

Pünktlich Ein Jahr alle 14 Tage im Briefkasten²

Gespart 63,40 € gegenüber Einzelkauf

Gratis Versandkostenfrei³ im tip-berlin.de/shop

Inklusive TV-Programm zum Herausnehmen

tip Joycard Erlebe Berlin zum halben Preis⁴

Für Studierende und Lernende –
ein Jahr das Stadtmagazin tipBerlin:
Statt 127,40 € für nur 64 € abonnieren
und eine Edition deiner Wahl geschenkt



www.tip-berlin.de/abo



[f tip.Berlin](https://www.facebook.com/tip.Berlin) [i tipberlin](https://www.instagram.com/tipberlin) [# tipberlin](https://www.tiktok.com/@tipberlin)

¹Solange der Vorrat reicht ²Aktuelle Immatrikulations-, Schüler- oder Ausbildungsbescheinigung per e-Mail an abo@tip-berlin.de schicken. Das Abo läuft unbefristet zum Vorzugspreis von 2,47 € statt 4,90 € pro Ausgabe. Mindestbezugsdauer 1 Jahr. Möchtest Du tip Berlin danach weiterlesen, brauchst Du nichts weiter zu tun. Abokündigung: spätestens 2 Ausgaben vor Bezugsende.

³Mit Kundenkonto und Abonnement ⁴Allein und zu zweit, über 150 Partner; per App, setzt ein Smartphone voraus. Als Karte nur auf Bestellung

Kundenservice: abo@tip-berlin.de oder telefonisch 030 41 909 371

GCM GO CITY MEDIA GMBH, SALZUFER 11, 10587 BERLIN

FLUX FM

Die Alternative im Radio

DISCOVER YOUR HAUPTSTADT FROM HOME.

NEWS, MUSIK, UND ALLES, WAS IHR WISSEN MÜSST.

UKW
100.6

MEHR ALS NUR PLAYLISTS.

Immer die beste Musik auf 40 Sendern.
Täglich für Dich zusammengestellt von
den besten DJs der Stadt und der
FluxFM-Musikredaktion.

Hol' Dir jetzt die kostenlose App.



FLUX MUSIC

NEXT LEVEL RADIO